

Tages Woche

Freitag 26.9.2014 4. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. 39
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61

5-



WIR

60 Jahre Schweizer Fernsehen
und kein Sendeschluss in Sicht.

Seite
6

GLOTZEN WEITER

ABER ANDERS

FOTO: KEYSTONE

ANZEIGE

Presented by

 FACILITY SERVICES



LA TRAVIATA
Giuseppe Verdi
die komplette Oper

im
Stadtcasino
Basel
Freitag **7. Nov.** 2014

Benefizianlass zugunsten von

Stiftung
Pro UKBB
Für ein Kinderlachen mehr

www.pro-ukbb.ch



Tickets sind erhältlich bei allen Starticket
Vorverkaufsstellen, unter 0900 325 325
(CHF 1.19/Min. ab Festnetz),
auf www.starticket.ch und über die
Starticket-App für iPhone.





Vision Von minimal bis multifunktional –
USM Möbelbausysteme sind das flexible Programm
für wechselnde Ansprüche und neue Ideen.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen im autorisierten Fachhandel.

Alinea AG Showroom City, Kirschgartenstrasse 5, 4007 Basel
Telefon 061 690 97 97, www.alineabasel.ch

Wohnbedarf AG Aeschenvorstadt 48, 4010 Basel
Telefon 061 295 90 90, www.wohnbefarf.com

Wohntip AG Gelterkinderstrasse 28, 4450 Sissach
Telefon 061 975 40 70, www.wohntip.ch

USM
Möbelbausysteme

www.usm.com

INHALT

Caroline Schröder-Field

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Die Basler Münsterpfarrerin Caroline Schröder-Field über gefährdete christliche Werte, ihre Angst vor religiösem Fanatismus und die Kunst des Predigens.

Seite 18

Asylwesen

FOTO: BASLIE BORNAND



Anpacken: Neu können Asylsuchende arbeiten – und stehen dafür an.

Seite 16

Jukebox



Wurlitzer und Co. bildeten einst das Zentrum jeder Party. Eine Hommage.

Seite 38

FCB

Sportdirektor Georg Heitz über den Saisonstart, die neuen Spieler, den Umgang mit dem Trainer und Journalisten, die bei der ersten Gelegenheit draufhauen.

Seite 32

Silvia Furrer Häusler	S. 4
Bestattungen	S. 14
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Dani Winter
Redaktionsleiter

Die Zukunft des Fernsehens

Früher gab es eine Handvoll Fernsehsender. Je nach Wetterlage in schwankender Qualität. Aber für die Lieblingsserie nahm man den Schnee auf der Mattscheibe in Kauf. Alle sahen das Gleiche. Jeder kannte das Gute-Nacht-Ritual der «Waltons».

Heute kommt unser Fernsehen aus der Mediabox: 180 Sender, Replay-Funktion, Mediathek, on Demand ohne Ende. Daneben liegt eine Apple-TV-Box mit iTunes- und Netflix-Zugang. Und doch sehe ich weniger fern als früher. Damit liege ich für einmal voll im Trend. Denn trotz wachsendem Angebot nimmt die Nutzung des traditionellen Fernsehens ab.

Seine Rolle als modernes Lagerfeuer, um das sich die Familie versammelt, hat der Fernsehapparat längst eingebüsst. Wie es um unser aller Lieblingsmedium bestellt ist und wohin es mit ihm gehen könnte, beschreibt Andreas Schneitter in unserem Wochenthema.

Fernsehen werden wir weiterhin, die Frage ist nur wie. Die einen ziehen sich ihre Sendungen am Computer rein, andere schauen gleichzeitig ins Tablet auf ihrem Schoss. Anders ist der Trash, der aus der Mehrheit der zahllosen Sender quillt, auch kaum zu ertragen. Doch es gibt auch heute «Inseln der Hoffnung im Bewegtbild-Meer».

Ob via Cablecom, Swisscom, Zattoo oder auf YouTube: Wo immer wir fernsehen, hinterlassen wir Spuren, die aufgezeichnet und ausgewertet werden. Verwendet werden die Daten selbstverständlich nur zu unserem Nutzen, etwa um uns passgenaue Werbung aufs Auge zu drücken.

Manchmal sehnt man sich zurück in die alten Zeiten. Wie sie waren, können Spätgeborene derzeit in der Ausstellung «Flimmerkiste» im Museum für Geschichte Basel erleben. Klar ist die Auswahl an Serien grösser als früher. Aber ob man ihre Titelmelodien noch in 40 Jahren pfeifen wird? Ich glaube kaum. Gute Nacht, John-Boy!

tageswoche.ch/+va74t

×

Weiterlesen, S. 6



Das Ende der
Glotze
tageswoche.ch/
+us9kq

Weiterlesen, S. 9



Es gibt Intelligenz
da draussen
tageswoche.ch/
+s92wo

Weiterlesen S. 12



Basel schaut in die
Röhre
tageswoche.ch/
+yom64

Silvia Furrer Häusler

von Udo Theiss

Im Palliativzentrum Hildegard in Basel versucht die Pflegefachfrau, die Schmerzen ihrer Patienten zu lindern, und begleitet sie dabei in den Tod.

Die Szene will nicht so richtig zum Thema passen. Nochmals hat sich der Sommer herausgetraut, die Sonne lacht über dem Bahnhofplatz in Basel, allseits sieht man lächelnde Gesichter in Feierabendlaune. Und wir sitzen in einem Gartenrestaurant und reden über Palliative Care.

Pflegefachfrau Silvia Furrer Häusler arbeitet im Palliativzentrum Hildegard am St. Alban-Ring. Dort finden Menschen mit komplexen, chronisch fortschreitenden und unheilbaren Krankheiten Hilfe. Konkret heisst das, die Patienten verlassen das Zentrum nicht lebend.

«Wir tun nicht das medizinisch Mögliche, sondern das menschlich Nötige für Patienten.»

«Es geht bei uns darum, den Patienten bis zuletzt die bestmögliche Lebensqualität zu erhalten und dabei auch respektvoll die Angehörigen miteinzubeziehen.» Oder wie Cicerly Sanders, die Gründerin der internationalen Hospizbewegung in den 1960er-Jahren die Palliativpflege beschrieb: «Alles tun, damit der Patient nicht nur in Frieden sterben, sondern auch bis zuletzt leben kann.»

Kein einfacher Job. «Die Patienten, die zu uns kommen, leiden an Schmerzen, Angst, Depressionen, Atemnot, Übelkeit, Erschöpfung und Juckreiz», sagt Furrer Häusler: «Sie leiden körperlich, sozial und spirituell.» Die Patienten sind in der Regel «austherapiert» – ein Zustand, in dem die Massnahmen der klassischen Medizin abgeschlossen sind.

Im Palliativzentrum wird nicht versucht, das Leben um jeden Preis noch ein paar Tage zu verlängern. «Wir tun nicht das medizinisch Mögliche, sondern das menschlich Nötige, um die Leiden der Patienten zu lindern und sie würdevoll, selbstbestimmt und möglichst in Frieden sterben zu lassen.»

Palliative Care kann auch belastend sein. Dies hat Sylvia Furrer Häusler aber bewusst und freiwillig auf sich genommen. Für die 56-Jährige war Krankenschwester der erste und selbstverständliche Berufswunsch. Sie hat in verschiedenen Gesundheits- und



Ihr Job fordert viel von ihr, «aber man bekommt auch viel», sagt Pflegefachfrau Silvia Furrer Häusler.

FOTO: BASILE BORNAND

Pflegeeinrichtungen gearbeitet. Vom Grossspital bis zum Alterszentrum. Dank verschiedener Weiterbildungen war sie in den letzten elf Jahren in einer Leitungsfunktion. «Doch dann habe ich vor vier Jahren bewusst den Schritt zurück in die Pflege und ans Bett gemacht.»

Teilzeit für die Psychohygiene

Die Pflege schwer kranker Menschen ist für sie eine Herzensangelegenheit, für die Häusler Furrer auch finanzielle Einbussen in Kauf nimmt. «Ich kann den Job nur gut machen, wenn ich nicht mehr als 60 Prozent arbeite», sagt Furrer Häusler. Die Belastung wäre für sie zu gross: «Ich muss ja auch noch meinem eigenen Umfeld gerecht werden. Bei einer Vollzeitstelle hätte ich nicht die Zeit für die nötige Psychohygiene.»

Angesichts der seelischen Belastung, der Dienstzeiten, der Wochenend- und Nachtarbeit hält sie die Arbeit im Pflegeberuf grundsätzlich für unterbezahlt, «und man erfährt auch zu wenig Wertschätzung».

Aber Sylvia Furrer Häusler weigert sich, ihren Beruf nur als Broterwerb anzusehen. «Man gibt sehr viel, aber man bekommt auch viel.» Ein grosser Teil der Palliativpflege laufe über die Beziehung und Zuwendung zum Patienten. «Und Zuwendung kann man nicht gut abrechnen.»

Die Zuwendung schliesst für sie auch körperliche Berührung mit ein. Als Aromatherapeutin macht sie bei den Patienten oft Einreibungen mit ätherischen Ölen. «Viele Patienten in diesem Stadium sind schon lange nicht mehr von einem anderen Menschen berührt worden.»

Bei all dem Leid, das die 56-Jährige miterleben muss, wundert man sich über die offene, fröhliche Art und die Begeisterung der Mutter von drei erwachsenen Söhnen. Aber sie hat eine Erklärung: «Ich habe im Palliativzentrum meinen Platz und auch eine Herausforderung gefunden.»

Die Wertschätzung ihrer Arbeit findet sie – wenn schon nicht finanziell – im Team und in der Institution. Und natürlich bei den Patienten. «Wenn ein Mensch Ihnen ein schlichtes Merci ausspricht, ein letztes Lächeln schenkt, einen herzlichen Händedruck oder auch nur einen dankbaren Blick, dann sind das im normalen Leben der Gesunden nur kleine Gesten. Im Palliativzentrum erreichen diese Gesten eine ganz andere, viel höhere Ebene.»

tageswoche.ch/+9bmwy

×

Das Fernsehen vereint nur noch selten die Massen vor dem Bildschirm – doch Online-Medien allein werden die Rolle als Lagerfeuer der Nation nicht übernehmen können.

ABSCHIED VON

DER GLOTZE

von Andreas Schneitter, Fotos: Basile Bornand

Man ahnte es, im vergangenen April wurde es amtlich. Damals, am 4. April, wurde zum 50. Mal der Grimme-Preis verliehen. Dieser Preis ist nicht irgendein Award, sondern die wichtigste Auszeichnung des deutschsprachigen Fernsehens, der diejenigen TV-Sendungen ehrt, die «die spezifischen Möglichkeiten des Mediums Fernsehen auf hervorragende Weise nutzen und nach Inhalt und Methode Vorbild für die Fernsehpraxis sein können».

Zum 50. Jahrestag gab es eine Zugabe: In einem eigens produzierten Dokumentarfilm schauten Fernsehgrössen zurück auf die Zeit, als die bewegten Bilder in die

Wohnstube ihrer Eltern Einzug hielten, und auf die Rituale, die dazu gehörten: das Testbild am Ende des Tagesprogramms, das «Schneerauschen» beim Sendersuchlauf, die Kletterei des Vaters aufs Hausdach, um die Stellung der Antenne nach einem Windstoss zu korrigieren.

Zeugnisse einer vergangenen Epoche, an deren Ende der Film melancholisch das Fazit zieht: Das lineare Fernsehen ist am Ende. Die etablierten Sender führen einen Selbstlegitimierungskampf, der das einst ambitionierte Medium alt aussehen lässt.

Als Ursache dafür gilt, wie so oft bei der Medienrevolution in der letzten Zeit, das Internet. Die jüngste Erfolgsstory ist der Strea-

ming-Dienst Netflix, der vergangene Woche in Deutschland und der Schweiz aktiviert wurde und dervia Flatrate US-Erfolgsserien wie «The Walking Dead» oder «Breaking Bad» als Komplettstaffeln anbietet.

Jederzeit statt pünktlich um acht

Abgewandert sind klassische TV-Inhalte schon davor. Für nahezu sämtliche Unterhaltungsformate finden sich On-Demand-Angebote, Plattformen wie YouTube haben sich zu einem reichhaltigen Archiv der Fernsehgeschichte entwickelt. Und Informationssendungen wie die «Tagesschau» lassen sich in den Mediatheken der Sender rund um die Uhr statt zur vorgegebenen



Programmzeit abrufen. Oder wie es der deutsche Autor und Internet-Erklärer Mario Sixtus ausdrückt: «Warum soll ich mich pünktlich um 20 Uhr irgendwo hinsetzen und ein vorgegebenes Programm anschauen, wenn ich das online jederzeit nach meinem eigenen Zeitplan tun kann?»

Es gibt Zahlen, die dieses Nutzungsverhalten zu belegen scheinen, beispielsweise die Programmbilanz des Schweizer Radios und Fernsehens (SRF): In der Jahresstatistik 2012 stieg die Zahl der Zugriffe von Computern auf die SRF-Website um über 25 Prozent – das sind über eine halbe Million mehr als im Vorjahr. Doch es gibt auch gegenläufige Statistiken: Laut Publisuisse verbringen die Zuschauer noch heute mehr als doppelt so viel Zeit vor dem Fernseher als vor dem

Internet-TV. Gemäss einer Studie von ARD und ZDF ist es in Deutschland sogar knapp dreimal so viel. Im Gegenzug nehmen die Verkäufe der TV-Geräte im Vergleich zu Computern, Laptops und Tablets ab.

Kurz: Das Datenmaterial bringt keinen eindeutigen Trend hervor. Das sieht auch Mario Sixtus so: «Das Nutzerverhalten bei Online-Videos ist noch im Fluss und nicht genügend erforscht, selbst für YouTube. Man weiss: Die User sind jung, ungeduldig und klicken schnell weiter. Mehr aber auch nicht.» Die Stärken des klassischen, linearen Programmfernsehens sieht Sixtus primär in der Live-Übertragung, etwa beim Fussball. «Da ist das Fernsehen unschlagbar.» Sportevents, aber auch andere Live-Berichte wie Bundesratswahlen oder der

Eurovision Song Contest erreichen regelmässig TV-Spitzenquoten.

Hier bleibt Fernsehen das soziale Erlebnis, das es früher war: Eine Gemeinschaft versammelt sich vor der Glotze, um dabei zu sein und sich darüber auszutauschen. Man nennt dies den Lagerfeuer-Effekt, und Programmhüter haben früh erkannt, wie die technologischen Entwicklungen dafür genutzt werden können. Während die Hauptshow im Fernsehen läuft, liefert die Online-Plattform Hintergrund- oder Archivmaterial, und über die sozialen Netzwerke wird die Community mittels Umfragen oder Gewinnspielen weiter einbezogen. So sieht es zumindest das Modell vor.

«Ich bin da vorsichtig», sagt Stefan Arbanowski, Leiter des Kompetenzzentrums



Future Application and Media am Fraunhofer-Institut in Berlin, wo die Kommunikationssysteme der Zukunft erforscht werden. Laut Arbanowski ist das Fernsehen nicht am Ende, sondern in einer Transitionsphase: Die heutige Rentnergeneration, als erste mit einem TV-Gerät aufgewachsen, hält die Zuschauerzahlen auf konstant hohem Niveau, ausserdem schnellen vor Grossereignissen wie einer Fussball-WM die Fernsehverkäufe regelmässig nach oben.

Zurückhaltend ist er auch mit der Erweiterung des Lagerfeuers in die sozialen Netzwerke. «Es ist richtig, dass etwa bei Sportereignissen die Zahl der Tweets und Facebook-Posts zunimmt», man müsse jedoch die Verhältnisse sehen: Einige Zehntausende Tweets stehen in keinem Verhältnis zu den Millionen, die vor dem Fernseher sitzen. «Und bei den meisten TV-Programmen meldet sich online kein Mensch.»

Für die Gegenwart konstatiert Arbanowski einen «wilden Mix von verschiedenen Gerätekategorien», die für die unter-

schiedlichen Sendeeinhalte genutzt werden – und zum Teil gar parallel. «Alle Resultate der letzten Jahre zeigen, dass bei den sogenannten Digital Natives der Fernseher läuft, während parallel das Tablet auf dem Schoss liegt.»

Mario Sixtus ergänzt, dass das Fernsehen eine ähnliche Entwicklung wie das Radio durchmacht und zum «Berieselungsmedium» geworden ist: Es bildet kaum mehr einen familiären Knotenpunkt, sondern läuft im Unterschied zum Online-TV nebenher. Als «Lean back» versus «Lean forward» beschreibt Sixtus die unterschiedlichen Nutzerverhalten. Der Fernsehzuschauer lehnt sich im Sessel zurück und lässt sich durch das TV-Programm zerstreuen, der Internet-Nutzer ist aufmerksam, beugt sich zum Bildschirm hin und wählt bewusst aus, was er sehen will.

Man wird also weiterhin fernsehen. Ob die etablierten Sendeanstalten noch die marktführenden Anbieter stellen werden, ist jedoch fraglich. Versuche der deutschen Privatsender, US-Erfolgsserien einzukaufen und jeweils zu später Stunde in wöchentlichen Folgen zu senden, haben kolossal gefloppt – per DVD oder via Streaming waren die gesamten Staffeln bereits verfügbar. Man konnte sie sehen, wann man wollte. Und nicht, wann die Programmplaner es für richtig erachteten.

Selbst produzierte Inhalte sieht Arbanowski daher als die grosse Möglichkeit für Fernsehanstalten, sich auch weiterhin in der Fiktionssparte zu behaupten: eigene Produktionen, deren Ausstrahlung und Verwertung der Sender unter seiner Kontrolle hat. Zumindest das Schweizer Fernsehen hat dies erkannt: in drei von vier Programmsparten ist der Anteil der Eigenpro-

duktion höher als bei Privatsendern. Eine alles überragende Erfolgsgeschichte bildet hierbei der «Tatort», dessen grosse Fangemeinde sich sonntagabends pünktlich vor dem Fernseher versammelt.

Mehr Zuschauer dank Smartphone

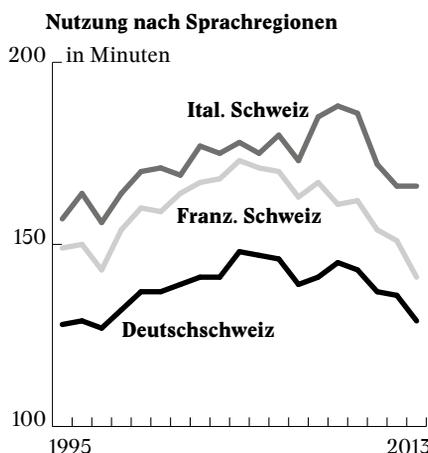
Für Informationssendungen halten Arbanowski und Sixtus die Fernsehsender, insbesondere die öffentlich-rechtlichen, für unverzichtbar, sofern die Aufbereitung ihrer Online-Inhalte solide ist. «Die «Tageschau» macht hier einen sehr guten Job», sagt Arbanowski, «indem sie für ihre Beiträge die passenden Formate für Smartphones und Tablets anbieten. So haben sie sogar Zuschauer hinzugewonnen, die ansonsten die normale Sendezeit verpassen.»

Mario Sixtus appelliert an eine «gesellschaftliche Übereinkunft», um das Fernsehen, noch immer das verbreitetste Medienformat, als Informationsmedium in seiner notwendigen Qualität zu erhalten. «Die konkurrierenden Anbieter werden grösser, das Publikum jedoch nicht», sagt er. «Ob sich ein zersplittertes TV-Angebot zukünftig einzig über Werbung oder On-Demand-Bezahlsysteme finanzieren lässt, ist offen.» Mit Blick auf die Fernsehlandschaft USA ortet er die Gefahr, «dass Fernsehjournalismus, der diesen Namen verdient, aus dem Markt rauskippt.»

Der einzige Sender, der dort diesem Standard genüge, sei der nicht kommerzielle Public Broadcast Service, «und der finanziert sich über Spenden». Ausserhalb der öffentlich-rechtlichen Sender gebe es in Europa online «kein tragfähiges journalistisches Programm. Und das sollte ein Zeichen sein.»

tageswoche.ch/+us9kq

x



Casting-Shows und Doku-Soaps: Oft verblödet man vor dem Schirm. Doch das Bewegtbild-Meer birgt Inseln der Hoffnung.

Es gibt Intelligenz da draussen

von Thom Nagy

«Schulz in the Box»

Ein ebenso melancholischer wie lustiger Musiker wird in eine Kiste gepackt, an einen ihm fremden Ort gebracht und muss sich dort scheinbar ohne Vorbereitung in einer neuen Umgebung zurechtfinden. Klingt banal, entwickelt aber dank den Qualitäten von Protagonist Oli Schulz und Stationen wie die in einer Escort-Agentur in Tokyo, bei einem Oligarchen-Sohn in Moskau oder in einem Knast in Deutschland eine grosse Faszination für Menschen, die gerne Grautöne in ihrer Unterhaltungsdiät haben.

«Neo Magazin»

Nach dem geheimnisumwitterten Aus seiner Grimme-Preis-gekrönten Kollaboration mit Charlotte Roche («Roche & Böhmernann») sendet Jan Böhmernann solo unter dem Titel «Neo Magazin» im Zweiten Deutschen Internet. Das brachte ihm einen weiteren Grimme Preis ein. Ab 23. Oktober gibt es wieder neue Folgen.

«Mann/Frau»

«Die Serie ist fürs Netz gemacht, da gehört sie hin, da wirkt sie», sagt Produzent Christian Ulmen über seine Mini-Serie «Mann/Frau», die er im Auftrag des Bayerischen Rundfunks realisiert hat. In wenigen Minuten werden ewige Themen wie Scheitern, Verschlafen, Vermasseln, Triumphieren, Durchkommen und Grad-noch-die Kurve-Kriegen im Spannungsfeld der Geschlechter aufgearbeitet.

«Teddy Show»

Als Tedros Teclebrhan im Mai 2011 seine «Umfrage zum Integrationstest» auf YouTube veröffentlichte, sorgte er damit für ziemlich weit hochgezogene Augenbrauen. Er bekam in der Folge eine Sendung auf ZDF Neo, hielt dort aber nur eine Staffel durch. Eine halbe Million YouTube-Abonnenten und noch mehr Fans auf Facebook beweisen: Den klassischen Verbreitungskanal braucht er gar nicht, um mit seiner

«Teddy-Show» die Hallen zu füllen und weiterhin tolle Videos zu produzieren.

«Güsel. Die Abfalldetektive»

Auch das Schweizer Fernsehen zeigt sich zuweilen experimentierfreudig: Mit «Güsel. Die Abfalldetektive» realisierte Kabarettist Gabriel Vetter eine Mini-Serie im Müll-Milieu, die sich sehen lassen kann. Und online-only ist.

Links zu diesen Sendungen liefern wir Ihnen online:

tageswoche.ch/+s92wo

×

«Teleboy», «Einer wird gewinnen» oder «Dalli Dalli» – früher feigten Quizshows die Strassen leer und sorgten für Quoten, von denen die Fernsehsender heute nur noch träumen können. Eine Reise in die Vergangenheit, die viele Erinnerungen hochkommen lässt, finden Sie in unserer Listomania online:

tageswoche.ch/+dbfgk

ANZEIGE

1. bis 30. September

Das Jahresabo nur **510.-**

AKTION

SWISS TRAINING

bedeutet kompetente Beratung und individuelle Programmgestaltung

qualitop
geprüftes Center

Vogesenstrasse 87 · Basel
Tel. 061 321 55 33
www.swiss-training.com

Fitness

GroupFitness

Sauna

Solarien



Werbefachmann Stephan Küng

Wieso ist das Schweizer Fernsehen so erfolgreich? Ein Experte erklärt, was das SRF richtig macht und warum man das Nutzerverhalten besser erforschen müsste.



«Werbeforschung müsste viel weiter gehen»

von Jeremias Schulthess

Bewegtbild-Angebote, linearer Konsum, Mediaplanung: Das sind die Begriffe, mit denen sich Stephan Küng beruflich beschäftigt. Er ist Inhaber einer Medienagentur (TWmedia) und präsidiert die Interessengemeinschaft elektronische Medien (Igem). Ausserdem ist er Mitglied der Stif-

tung Mediapulse – des Forschungsinstituts, das die traditionellen Fernsehquoten misst.

Herr Küng, dieser Tage feiert das Schweizer Fernsehen (SRF) sein 60-jähriges Bestehen. Heute schaut alle Welt online, Netflix mischt den Markt neu auf. Wird es SRF auch in 20 Jahren noch geben?

Mit Sicherheit wird es SRF auch in 20 Jahren noch geben. Aber genauso sicher werden sich die Angebote und deren Konsum verändern. SRF kann durchaus auch vom Medienwandel profitieren.

Inwiefern?

Die Möglichkeiten, Fernsehinhalt zu konsumieren, werden immer vielfältiger.

Entsprechend wird sich auch die Nutzung immer stärker fragmentieren. Das heisst, die einzelnen Sender und Sendungen verlieren tendenziell an Reichweite. Ausser bei grossen Live-Events wie beispielsweise einer Fussball-Weltmeisterschaft. Solche Events werden auch in Zukunft noch die Massen bewegen. Und gerade auf diesem Gebiet ist SRF sehr stark aufgestellt. Aber auch Events wie «Deutschland sucht den Superstar» auf RTL ziehen das Publikum vor den Fernseher.

Zurück zu SRF ...

Auch im Online-Bereich ist das Schweizer Fernsehen stark. Sendungen wie «Giacobbo/Müller» weisen sehr hohe Download-Raten aus. Die Seite srf.ch ist zudem eine der bestbesuchten News-Seiten in der Schweiz, nur darf SRF das Angebot nicht kommerziell nutzen, weil dies gesetzlich so geregelt ist. Online steht die SRG in direktem Wettbewerb mit den Zeitungsverlagen. Diese haben sich bis jetzt erfolgreich gegen die durch Konzessionsgelder finanzierte Konkurrenz der SRG gewehrt.

Denken Sie, dass das traditionelle Fernsehangebot irgendwann verschwinden wird?

Es ist zwar so, dass der klassische Fernsehkonsum immer mehr sinkt. Aber ich denke nicht, dass er komplett verschwindet. Das lineare Fernsehen hat seinen Reiz. Viele Zuschauer wollen sich einfach nur auf der

Couch berieseln lassen. Fast jeder Haushalt hat heute die Möglichkeit, alle Sendungen zeitversetzt zu schauen, trotzdem werden nur zwischen fünf und acht Prozent der Sendungen zeitversetzt konsumiert. Die «Tagesschau» wird um halb acht geschaut, daran haben sich viele Zuschauer gewöhnt.

Welche Rolle spielen die traditionellen Einschaltquoten für den Werbemarkt?

Sie sind weiterhin sehr relevant. Die Werbeplanung orientiert sich am sogenannten Werbeblock-Rating. Das heisst: Wie viele Zuschauer haben einen Werbeblock gesehen? In diesem Zusammenhang ist die Quotenmessung wichtig, um den Zuschaueranteil beim klassischen Fernsehen zu bestimmen.

«Das lineare Fernsehen hat seinen Reiz, die Tagesschau wird um halb acht geschaut, das sind sich viele Zuschauer gewohnt.»

Gibt es zurzeit also keine Messung, die alle Zuschauer auf allen Kanälen misst – eine Art Total-Audience-Messung?

Das ist so. Die Werbeforschung müsste eigentlich noch viel weiter gehen, als sie es

im Moment tut. Im Moment wird der Fernsehkonsum beispielsweise auf dem iPad nicht mitgezählt, obwohl die Nutzung von Tablets immer mehr steigt. In nächster Zukunft wird das aber möglich sein – technisch ist es jetzt schon kein Problem. Die Forschung hält mit der Technologie eben nicht immer Schritt.

Wo besteht Ihrer Ansicht nach noch Nachholbedarf?

Eine grosse Herausforderung besteht darin, eine konvergente Währung für alle audiovisuellen Geräte zu finden. Welchen Effekt erzielt ein Werbespot auf einem Grossbildfernseher und welche Wirkung hat derselbe Spot auf einem Smartphone? Eine weitere Herausforderung besteht in der Auswertung der Zuschauerzahlen: Im Bereich des linearen Konsums – also Fernsehen im klassischen Sinn – beruhen die Zuschauerzahlen auf Hochrechnungen. Diese sind, was die Quantität betrifft, eher ungenau. Dafür erfassen die Zahlen zielgruppenspezifische Angaben: Man kann ungefähr sagen, wer welche Sendung sieht. Im Internet ist das anders. Es gibt zwar sehr exakte Messungen der Gesamtkontakte, wir wissen aber nicht genau, wer hinter diesen Kontakten steht. Es bräuchte eine Verschmelzung von Online- und bisheriger Messung von Einschaltquoten.

tageswoche.ch/+8io8l

×



Das Museum für Geschichte erzählt Anekdoten und lädt zum Streifzug durch die Schweizer Fernsehgeschichte.

Basel guckt in die Röhre

von Marc Krebs

Es gab eine Zeit, da hatte Basel beim Fernsehen die Nase vorn: 1952 wurde an der Muba ein Fernsehapparat aufgestellt, zahlreiche Familien setzten sich aufs Bänkli davor und schauten erstmals überhaupt in die Röhre. Ein sagenhaftes Erlebnis.

Ein Ereignis aber auch, das manche Leute besorgte. Was kam da auf die Gesellschaft zu, was konkurrenzierte das Radio? «Nun zeigen die Erfahrungen, die in anderen Ländern, besonders in Amerika, mit dem Fernsehen gemacht wurden, dass sich diese Erfindung auf die Jugendziehung, auf das Familienleben und auf das kulturelle Niveau eines Volkes höchst nachteilig, ja geradezu katastrophal auswirkt.» Mit solchen Argumenten wehrten sich einige Basler Studierende gegen den Grossratsbeschluss, einen Versuchssender zu fördern. Das Referendum fand erstaunlich hohen Zuspruch in der Bevölkerung.

Skepsis mit fatalen Folgen

In Münchenstein wagte man 1952 den Schweizer Pionierversuch, allerdings ohne die finanzielle Unterstützung durch die Stadtbasler, die sich an der Urne dagegen gewehrt hatten. Mit fatalen Folgen: Einige Jahre später folgte ein vom Bund mit deutlich mehr Mitteln ausgestatteter Versuchsbetrieb in Zürich. Und dort, das wissen wir heute, hat sich das Schweizer Fernsehen bis heute behauptet.

Dabei schien Basel noch in den 1950ern eine zweite Chance zu erhalten: Als die SRG ihren Televisionsbetrieb definitiv aufnahm, sah sie als Standort ein Studio in Basel vor. Dieses Vorhaben wurde in Bundesbern schliesslich übergangen – man machte Zürich zum Zentrum. «Gut denkbar, dass die Skepsis des Basler Stimmvolks noch in den Köpfen der Berner Beamten verankert war», sagt Christoph Stratenwerth, der die Ausstellung «Flimmerkiste» im Historischen Museum kuratiert hat.

Seit Jahrzehnten ist TVDRS (heute SRF) in Zürich Leutschenbach zu Hause. Die zweitgrösste Deutschschweizer Stadt, Basel, wurde mit drei Radiostationen entschädigt:

DRS 2, DRS 3 und Virus. Von diesen haben zwei Sender das Studio auf dem Bruderholz verlassen. Nur noch die Nischensender SRF 2 Kultur und Swiss Satellite Radio senden von dort. SRF 3 und Virus wurden vor einigen Jahren nach Zürich ins Studio Brunnenhof verschoben, der Standort Basel damit publizistisch geschwächt.

Um diese Zentralisierung zu rechtfertigen, wurde der Region Basel im Gegenzug der Ausbau der Kulturabteilung versprochen: So sollen hier im Rahmen der Konvergenz von Radio und Fernsehen DRS die Kulturredaktionen zusammengeführt werden. Dieses Projekt war allerdings jahrelang nur ein Lippenbekenntnis, die SRG – die das Bruderholz verlassen und in die Stadt ziehen möchte – schien keinen geeigneten Standort zu finden. Bis, ja, bis im Juni 2014 endlich ein Mietvertrag unterzeichnet wurde. Die Kultur von Radio und Fernsehen soll im «Meret Oppenheim Hochhaus» Einzug halten.

Damit würden die Kulturredaktionen von Radio und Fernsehen geografisch gebündelt und in Basel zusammengeführt. Ob damit in Basel auch zunehmend TV-Sendungen aufgezeichnet werden? Spätestens Ende 2018 wissen wir mehr, dann will die SRG den Kulturbetrieb im Gundeli aufnehmen.

tageswoche.ch/+yom64

«Flimmerkiste»

«60 Jahre Fernsehen zwischen Illusion und Wirklichkeit» werden im Basler Museum für Geschichte aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet: Sendungsausschnitte und Filme, aber auch Memorabilia, Requisiten, Briefe und Medienberichte aus den ersten Jahrzehnten des Schweizer Fernsehens.

«Flimmerkiste», bis 8. Februar 2015. Museum für Geschichte, Barfüsserkirche, Basel. www.hmb.ch
Mehr zur Ausstellung online: tageswoche.ch/+yom64



Liveübertragungen

Sport und TV – eine Liebesbeziehung.

Viel Liveaction für wenig Geld

von Daniel Faulhaber

Für Sportfans ist die Schweiz ein Schlaraffenland. Das liegt weniger an der Bandbreite hervorragender Sportler, als vielmehr an der ausgezeichneten Abdeckung von Sportevents am öffentlichen Fernsehen: Woche für Woche verwöhnt das Schweizer Radio und Fernsehen die Sportfans mit Dienstleistungen, für die in den meisten Nationen längst Pay-TV-Stationen Geld verlangen.

Fussball, Eishockey, Tennis, Motorsport oder Skirennen gehören ebenso zum festen Fernsehprogramm wie die Tour de France, die Olympischen Spiele oder das eidgenössische Schwingfest.

Dass das SRF im Kampf um die Übertragungsrechte von Sport-Events überhaupt noch mitbieten kann, erstaunt einerseits.



Wir danken dem Mediamarkt für die Möglichkeit zum Fotoshooting in seiner Filiale im Bahnhof Basel.

In den Medien überschlagen sich jeweils vor Saisonbeginn die Meldungen zu exorbitanten Summen, die Privatsender für exklusive Übertragungsrechte an einer Sportart aufwenden müssen. Die Privatsender BSKyB und BT beispielsweise lassen sich den TV-Vertrag mit der englischen Premier League stolze 1,5 Milliarden Franken kosten.

Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) ist für das Budget des SRF verantwortlich. Und die SRG-Verantwortlichen investieren nicht ohne Grund in den Sport: Sportanlässe gehören zu den letzten Programmpunkten, die eine Live-Übertragung unverzichtbar machen. Serien, Filme, Nachrichten – das alles lässt sich ohne grosse Einbussen bei Qualität oder Aktualität im Internet streamen. Das Live-Mitfiebert während 120 Minuten im Fussballspiel der Schweiz gegen Argentinien im WM-Achtelfinale lässt sich aber durch keine Aufzeichnung ersetzen.

1,7 Millionen für Pirmin Zurbriggen

Dass Sportevents das Investment der SRG rechtfertigen, zeigt ein Blick auf die Statistik: Im Ranking der Einschaltquoten seit Beginn der Erhebungen 1985 sind Sportanlässe ganz vorne mit dabei. Die drittmeist gesehene Sendung aller Zeiten ist der Sieg Pirmin Zurbriggens bei der Männerabfahrt in Bormio (Italien) 1985. Zuschauerzahl: 1,749 Millionen.

Noch deutlicher spiegelt sich die Popularität von Sportübertragungen in der Sta-

tistik der Top-Sendungen seit 2011: Gleich sieben der zehn höchsten Einschaltquoten erzielten Sport-Events, die Top-Drei bilden unangefochtene Spiele der Fussballnationalmannschaft.

Ein kleines Land zahlt tiefe Preise

Dass sich die SRG die Übertragungsrechte für die Top-Events leisten kann, hängt auch mit der mangelnden Konkurrenz in der Schweiz zusammen: Der Markt ist für private Anbieter offensichtlich nicht interessant genug. Der Grund dürfte in der Vielsprachigkeit des Landes liegen, nationale Übertragungen verlangen Kommentare in drei Sprachen, entsprechend aufwendig sind sie.

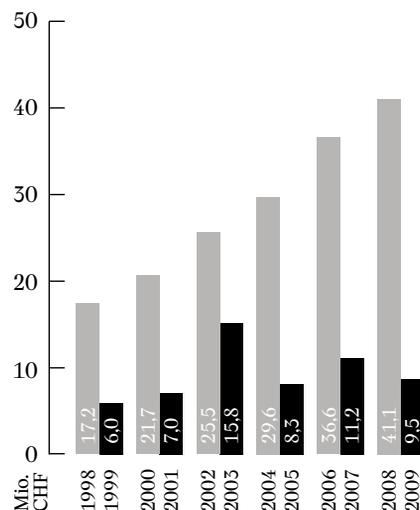
In anderen Ländern gleicht der TV-Markt Haifischbecken, in denen der Kampf um exklusive Übertragungsrechte die Preise nach oben treibt. In der Schweiz ist die SRG dagegen in einer vergleichsweise komfortablen Situation, die Preise bewegen sich in Ermangelung namhafter Mitbieter auf verhältnismässig bescheidenem Niveau.

Eine Statistik der SRG zeigt aber, dass auch in der Schweiz die Kosten für die Übertragung von Grossanlässen stetig steigen. Zumindest in den geraden Jahren, in denen die Olympischen Spiele sowie die Europa- und Weltmeisterschaften im Fussball stattfinden, schlagen sich die Kommerzialisierung des Sports sowie die immer aufwendiger werdenden Produktionskosten im Preis nieder: Lagen sie 1998 bei 17 Millionen

Franken, kostete 2008 das Sportprogramm 41 Millionen (vergleiche Grafik).

Trotz steigender Kosten für die SRG kommt der Schweizer Sportfan für die monatliche Billag-Gebühr von 38,60 Franken voll auf seine Kosten. Zum Vergleich – die Grundgebühr für das öffentliche Fernsehen in Deutschland kostet 21,70 Franken. Dafür gibt es 18 Spiele der Champions League (auf ZDF), aber keine Formel 1 zu sehen. Das volle Sportprogramm kostet zusätzliche 56,60 Franken bei der privaten Konkurrenz. Insgesamt sind das 78,60 Franken im Monat. Angesichts dieser Zahlen wagt sich der Schweizer Sportfan zu Recht im Schlaraffenland.

tageswoche.ch/+uvlr9



Basel-Stadt und Region

Basel

Albert-Zeiter, Maria Anna, geb. 1926, von Basel BS (Schleifenbergstrasse 31). Trauerfeier im engsten Kreis.

Biedermann-Bühler, Hedwig, geb. 1922, von Basel BS (Clarahofweg 14). Trauerfeier im engsten Kreis.

Brunner-Baschong, Max, geb. 1923, von Basel BS (Knöringerstrasse 3). Wurde bestattet.

Brunner-Engimann, Lotty, geb. 1931, von Basel BS (Largitzenstrasse 88). Wurde bestattet.

Buchner-Straumann, Annemarie, geb. 1927, von Basel BS (Mülhauserstrasse 35). Wurde bestattet.

Buser-Hänni, Edith Anna, geb. 1917, von Basel BS (Sperrstrasse 100). Trauerfeier im engsten Kreis.

Dill-Thommen, Edith, geb. 1932, von Pratteln BL (Mülhauserstrasse 35). Trauerfeier Mittwoch, 1. Oktober, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Dünki-Lang, Erika, geb. 1926, von Embrach ZH (Giornicostrasse 144). Trauerfeier Donnerstag, 2. Oktober, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Eggimann-Pauli, Klara Hedwig, geb. 1942, von Sumiswald BE (Glaserbergstrasse 29). Wurde bestattet.

Egli-Rüfli, Kurt Werner, geb. 1941, von Brislach BL (Rheinsprung 16). Trauerfeier im engsten Kreis.

Erne-Montavon, Violette, geb. 1925, von Basel BS (Burgfelderstrasse 188). Wurde bestattet.

Gerzner, Bertha Agnes, geb. 1929, von Einsiedeln SZ (Feierabendstrasse 1). Wurde bestattet.

Hall-Wilkins, Richard Thomas Ponsonby, geb. 1927, aus dem Vereinigten Königreich (Bruderholzallee 174). Trauerfeier im engsten Kreis.

Handschin-Kleiner, Adele Vally, geb. 1922, von Basel BS (Mülhauserstrasse 35). Trauerfeier Mittwoch, 1. Oktober, 14 Uhr, Johanneskirche.

Hugentobler, Erika, geb. 1938, von Oppikon TG (Malzgasse 10). Wurde bestattet.

Isenschmid-Felber, Hedwig, geb. 1921, von Basel BS (Peterskirchplatz 1). Trauerfeier Montag, 6. Oktober, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Jehle, Florian Maximilian, geb. 1984, von Basel BS (Habsburgerstrasse 11). Trauerfeier Freitag, 26. September, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kulka-Stelzig, Milan, geb. 1932, von Basel BS (Eichhornstrasse 4). Trauerfeier Montag, 20. Oktober, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Leonhardt, Christophe Michael, geb. 1968, von Basel BS (Vogesenstrasse 139). Trauerfeier im engsten Kreis.

Marchand, Marc Sylvain, geb. 1968, von Soubey JU (Rastatterstrasse 43). Trauerfeier im engsten Kreis.

Mäder-Fuchs, Elise, geb. 1922, von Basel BS (Lehenmattstrasse 259). Trauerfeier im engsten Kreis.

Meier-Stebler, Thekla, geb. 1924, von Basel BS (Gellertstrasse 138). Trauerfeier im engsten Kreis.

Meyer, Helena Gertrud, geb. 1936, von Basel BS (Holeeinstrasse 119). Wurde bestattet.

Papa, Gabriella Silvia, geb. 1958, von Biasca TI (Elisabethenstrasse 41). Trauerfeier Freitag, 3. Oktober, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rosa Martins, Rogerio, geb. 1947, aus Portugal (Birkenstrasse 26). Wurde bestattet.

Rossel-Hägi, Martha, geb. 1923, von Tramelan BE (Zürcherstrasse 143). Trauerfeier Dienstag, 30. September, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Roth-Thut, Agnes, geb. 1934, von Zell LU (Gellertstrasse 138). Trauerfeier im engsten Kreis.

Schaub, Helene, geb. 1924, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Trauerfeier Donnerstag, 2. Oktober, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schibler, Daniel Marcel, geb. 1964, von Basel BS (Rheinsprung 16). Trauerfeier Montag, 29. September, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schlatter-Thasang, Robert Alfred, geb. 1941, von Basel BS (Hegenheimerstrasse 31). Trauerfeier Freitag, 3. Oktober, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schneider-Sosio, Mafalda Ledovina, geb. 1920, von Basel BS (Leimenstrasse 67). Trauerfeier Montag, 29. September, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Stäldi-Boog, Franz Nikolaus, geb. 1929, von Kerns OW (Gundeldingerstrasse 350). Trauerfeier Dienstag, 30. September, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Tingley-Tschulnigg, Stanley, geb. 1939, aus dem Vereinigten Königreich (Frobenstrasse 29). Trauerfeier Montag, 29. September, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Vollenhals-Theiler, Martha, geb. 1918, von Basel BS (Dorfstrasse 38). Trauerfeier: Montag, 29. September, 10 Uhr, Friedhof in Büren.

von Allmen-Karrer, Anita, geb. 1939, von Lauterbrunnen BE (Klybeckstrasse 240 A). Wurde bestattet.

Wagner Hemmer, Milena, geb. 1943, von Basel BS (Lothringerstrasse 133). Trauerfeier Dienstag, 30. September, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Wegmüller-Schwochow, Hans, geb. 1930, von Walkringen BE (Holderstrasse 15). Trauerfeier im engsten Kreis.

Werenfels, Gertrud Emma, geb. 1922, von Basel BS (Zürcherstrasse 143). Trauerfeier Freitag, 24. Oktober, 15 Uhr, AZ Alban-Breite.

Zenhäusern, Joseph (genannt Rico), geb. 1953, von Basel BS (Westquaistrasse 60). Trauerfeier im engsten Kreis.

Zoppi-Glaser, Mathias, geb. 1916, von Schwanden GL (Arnold Böcklin-Strasse 39). Trauerfeier Mittwoch, 1. Oktober, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Züger, Willy, geb. 1937, von Altendorf SZ (Hirzbodenweg 7). Wurde bestattet.

Riehen

Aeberhard-Haag, René, geb. 1929, von Riehen BS und Jegenstorf BE (Im Hirshalm 6). Wurde bestattet.

Dellsperger, Martha Eleonore, geb. 1930, von Basel BS (Gerstenweg 57). Trauerfeier im engsten Kreis.

Haberthür, Ferdinand Jakob, geb. 1949, von Metzerlen SO (Im Niederholzboden 12). Trauerfeier im engsten Kreis.

Wiedmer-Trinler, Samuel Johann, geb. 1918, von Basel BS (Morystrasse 1). Trauerfeier im engsten Kreis.

Allschwil

Zeiter-Dubas, Mauricette, geb. 1931, von Grafschaft VS (Biningenstrasse 45). Wurde bestattet.

Arlesheim

Mulas, Pietro, geb. 1925, aus Italien (General Guisan-Strasse 16). Wurde bestattet.

Lausen

Peyer-Schwarz, Beatrix, geb. 1949, von Willisau LU (Grienackerstrasse 15). Trauerfeier Freitag, 26. September, 16 Uhr, ref. Kirche, Lausen.

Liesberg

Steiner, Alfred, geb. 1924, von Liesberg BL. Abdankung Dienstag, 30. September, 14.30 Uhr, Pfarrei-kirche Liesberg, anschliessend Urnenbeisetzung im Gemeinschaftsgrab.

MuttENZ

Guye-Welty, Ursula, geb. 1949, von MuttENZ BL und Essertes VD (Schulstrasse 32). Abschied im engsten Familienkreis.

Pratteln

BiENZ, Franz, geb. 1925, von Pratteln BL und Wolhusen LU (Bahnhofstrasse 37, APH Madle). Abdankung Samstag, 27. September, 14 Uhr, Friedhof Blözen. Besammlung am Grab.

Schneider-Hartmann, Regina Magdalena, geb. 1950, von Pratteln BL (Schützenweg 12). Abdankung Freitag, 26. September, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Stäger-Soguel-dit-Piquard, Vreneli, geb. 1925, von Basel BS und Lauterbrunnen BE (Bahnhofstrasse 37, APH Madle). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Egger, Kurt, geb. 1928, von Glarus Nord GL (Zihlackerstrasse 7). Wurde beige setzt.

Nussbaumer, Ruth, geb. 1921, von Mümliswil-Ramiswil SO (Hinterlindenweg 57). Trauerfeier Mittwoch, 1. Oktober, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Dorffriedhof.

Schütz-Hinterbauer, Maria, geb. 1928, von Sumiswald BE (Aumattstrasse 79). Wurde beige setzt.

Rodersdorf

Gröli, Anton Josef, geb. 1943, von Rodersdorf SO. Abdankungsfeier und Urnenbeisetzung Dienstag, 30. September, 14 Uhr, Kirche Rodersdorf.

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuedienbasel.ch

Wohnungen an bester Lage, eine Verlängerung des Trams – Birsfelden will sich ein neues Antlitz geben. Auch wenn die Gemeinde eigentlich gar kein Geld für Investitionen hat.

Birsfelden will ein Stadtquartier werden

von Renato Beck

Birsfelden ist in den 1970er-Jahren stecken geblieben. Zu diesem Schluss kommen externe Planer, die vom Gemeinderat angeheuert wurden, um den Vorort in die Gegenwart zu befördern. Das von den Planern vorgelegte Stadtentwicklungskonzept Birsfelden (Stek) weist den Weg. Läuft alles nach Plan, soll die Gemeinde bis 2030 nicht wiederzuerkennen sein.

Am Birsufer sind dann statt Einfamilienhäuschen mit Garten und Werkzeugschuppen die Glasfronten teurer Wohnblocks zu sehen.

Die 3er-Tramlinie wird verlängert und führt einen geplanten Sternfeld-Boulevard bis zum Rhein, ein neuer Baumgürtel trennt das Quartier vom nahen Hafeneal, auf der anderen Strassenseite sorgen Cafés für eine Belebung der Umgebung.

Auch das Rheinufer selbst soll, da es beste Wohnlage darstellt, «aufgewertet» werden, wie es in der Planungssprache heisst. Buvetten und Restaurants säumen das Ufer, dahinter geniessen gute Steuerzahler in grosszügigen, modernen Appartements die Aussicht auf Fluss und Natur.

Gemeindepräsident Christof Hiltmann und Projektleiter Lars Kundert vom Zürcher Planungsbüro Planpartner AG wollen Birsfelden mit den besten Wohnquartieren der Stadt konkurrieren lassen. Birsfelden sei nicht mit anderen Baselbieter Gemeinden vergleichbar, sondern gehöre zum Basler Stadtzentrum. «Für die zukünftige Entwicklung muss sich Birsfelden als Wohnquartier der Stadt verstehen», glaubt Kundert.

Dafür seien die Voraussetzungen aufgrund der Lage neben Rhein, Birs und Hardwald eigentlich hervorragend. Das Problem der Gemeinde: In den 1970er-Jahren wurden alle Baureserven aufgebraucht, seither steht die Entwicklung still. Birsfelden ist gebaut, es gibt dort auch keine alten Industrieareale, die anderen Gemeinden zu neuem Schub verholfen haben.

Zwei Drittel aller Wohnungen haben ein bis drei Zimmer und sind damit verhältnismässig klein, die Bausubstanz ist alt. Für Fa-

milien ist die Gemeinde unattraktiv. Seit den 1970er-Jahren schrumpfte die Bevölkerungszahl von 15 000 Einwohnern auf noch 10 500. Hiltmann will diesen Trend umkehren.

Alles hängt vom Hafen ab

Einfach wird die Neuerfindung des Basler Vororts nicht: In der Kasse herrscht gährende Leere. «Wir werden kein eigenes Geld in die Hand nehmen können für die Entwicklung», räumt Gemeindepräsident Hiltmann (FDP) ein. Das strukturelle Defizit soll in den nächsten Jahren auf vier Millionen Franken und mehr anwachsen. Hiltmann will das Hallenbad schliessen und Sozialleistungen abbauen. Das Entwicklungskonzept soll neue Steuerzahler anziehen und das Gewerbe ankurbeln.

Grösstenteils sollen die Grundeigentümer selber für die Entwicklung sorgen. Die Gemeinde will dazu die Ortsplanung umschreiben und zusätzliche Anreize wie höhere Ausnutzungsziffern schaffen. Das Geld für die Verlängerung der 3er-Linie soll vom Bund kommen. Einzig die Neugestaltung des Dorfzentrums soll die Gemeinde

Geld kosten, wobei man auch hier auf Investoren für mögliche Neubauten am Zentrumsplatz hofft. «Der Platz muss dringend entrümpelt werden», fordert Planer Kundert. Dazu sollen die Parkplätze verschwinden und der Platz zur Strasse hin soll geöffnet werden. So sollen auch der Verkehrsfluss verlangsamt, Velowege und ÖV ausgebaut werden. Kundert: «Die Hauptstrasse gleicht heute einer Autobahn, das muss sich ändern.»

In den kommenden zwei Wochen hat die Bevölkerung die Gelegenheit, die Pläne auf dem Zentrumsplatz zu studieren und Feedback abzugeben. Anfang 2015 soll das fertige Entwicklungskonzept vorliegen. Oberste Priorität hat die Neugestaltung des Zentrums, die 2020 abgeschlossen sein soll. Darüber hinaus bleibt der Zeitplan vage.

Hiltmann kündigt auch Neuigkeiten zum Hafeneal an. Dort liegt das grösste Potenzial der Gemeinde für ihr weiteres Gedeihen. Doch erst müssen sich die beiden Basel einig werden, welche Pläne sie mit dem Hafen haben.

tageswoche.ch/+0dtrr

×

Piazza statt Parkplatz: Bis 2020 soll der Zentrumsplatz neu gestaltet sein.

FOTO: ZVG





In Einerkolonne an den Gräbern vorbei: Asylsuchende beim Arbeitseinsatz auf dem Hörnli.

FOTOS: BASILE BORNAND

Asylwesen

Seit Anfang Jahr bietet der Bund Arbeitsprogramme für neu angekommene Asylsuchende an. Sie erneuern Waldwege, sammeln Abfall ein – oder gärtnern auf dem Friedhof Hörnli.

Migranten auf dem Friedhof

von Simon Jäggi

Auf überfüllten Schiffen durchfuhren sie das Mittelmeer, überquerten in Lastwagen versteckt Landesgrenzen und erreichten auf verschlungenen Wegen die Schweiz. Jetzt stehen sie auf dem Friedhof am Hörnli in der Morgensonne und zupfen Unkraut aus Ritzen zwischen den Pflastersteinen. Konzentriert lauschen die acht Migranten den Anweisungen des Einsatzleiters.

Thomas Haug, gelernter Agronom, zeigt ihnen, wie sie in den Mulden Grünabfall vom Rest trennen. «Metal here, plastic there. The green plants are o.k.» Die drei Frauen und fünf Männer kommen aus Eritrea, Pakistan, Syrien, Nigeria und Mazedonien. Schweigend und gewissenhaft folgen sie den Anweisungen, rechen Unkraut zusammen und ziehen in Einerkolonne weiter zur nächsten Sammelstelle.

Sie sind die Antwort des Bundes auf das Klischee des arbeitsunwilligen und faulen Asylbewerbers. Und wer hier auf dem Friedhof steht, hatte Glück. Die Anfang Jahr eingeführten Beschäftigungsprogramme sind begehrt.

Das Geld kommt am Schluss

Drei Stunden früher drängen im Bundesempfangszentrum beim Zoll Otterbach knapp 400 Migranten durch die Korridore. Über den angrenzenden Feldern geht gerade die Sonne auf. Im Esssaal sitzen Schulter an Schulter Frauen, Männer und Kinder an langen Tischen beim Frühstück. Unter ihnen auch Ali*. Der 24-jährige Pakistaner hat sich an diesem Morgen warm angezogen. Er hofft wie viele andere auf einen Platz in einer der drei Arbeitsgruppen.

Dutzende stürzen sich auf Thomas Haug, als er den Aufenthaltsraum betritt. Der Betreuer sammelt mit einer Kartonbox die Ausweise all jener ein, die mit ihm auf dem Friedhof Hörnli arbeiten möchten. Im Personalraum sortiert er die Ausweise, mitnehmen kann er nur acht Personen. In einer halben Stunde werden Mitarbeiter zwei weitere Gruppen zusammenstellen. Wer in den vergangenen Wochen bereits öfter dabei war oder seine Pflichten im Empfangszentrum nicht erledigt hat, muss hier bleiben.

«Wir könnten jeden Tag 60 Personen mitnehmen anstelle von 24», sagt Haug. «Die Nachfrage ist sehr gross.» Nach fünf Minuten betritt er den Aufenthaltsraum und verkündet das Resultat der Arbeitslotterie. Die Glücklichen erhalten eine orange Leuchtweste, die anderen ihren Ausweis zurück. Ohne Diskussionen geht das nicht.

Die Ausgewählten verschwinden im Keller des Gebäudes. Als sie wieder erscheinen, tragen die drei Frauen und fünf Männer Arbeitskleider, in der Hand Spitzhacken und Rechen. Thomas Haug setzt sich ans Steuer eines Kleinbusses und gemeinsam fahren sie los in Richtung Hörnli. Auch Ali fährt mit, bereits zum zweiten Mal



Wer hier ist, hatte Glück: Die Beschäftigungsprogramme sind begehrt.

in dieser Woche. «Im Camp», sagt er auf Englisch, «ist das Leben sehr eintönig. Ich bin froh um diese Möglichkeit.»

Das Geld spielt dabei keine grosse Rolle. Pro Arbeitstag erhält der 24-Jährige 30 Franken. Ausbezahlt wird es ihm erst, wenn sein Asylgesuch entschieden ist und er das Bundesempfangszentrum nach rund drei Monaten wieder verlässt.

Geld spielt keine Rolle: Pro Arbeitstag erhalten die Asylsuchenden 30 Franken.

Die Gruppe sortiert den Abfall, zupft etwas Unkraut und zieht weiter zur nächsten Sammelstelle, einer hinter dem anderen. Zuhinterst geht Sipan*, der seine Schirmkappe weit ins Gesicht gezogen hat. Von wo kommt er, seit wann ist er hier? Zögerlich erzählt der 28-jährige Syrer von seiner Reise nach Europa. Die Geschichte klingt unwahrscheinlich wie so viele andere Flüchtlingsgeschichten.

Schöne Schweiz

Er flog von Istanbul nach Algerien, reiste zu Fuss und per Bus via Tunesien weiter nach Libyen. Zusammen mit 200 weiteren Personen bestieg er ein überfülltes Boot in Richtung Italien und geriet in einen Sturm. Die Küstenwache griff die Flüchtlinge auf und brachte sie nach Sizilien.

Von dort reiste Sipan über Rom und Mailand nach Bern zu seiner Freundin, blieb für zwei Stunden und reiste weiter nach Basel ins Empfangszentrum. Jetzt steht er auf dem Friedhof am Hörnli zwischen Grabsteinen und zupft Unkraut aus Ritzen zwischen den Pflastersteinen. In seiner Heimat arbeitete er in einem Restaurant und als Fahrer eines Geschäftsmanns. Zurück will er nicht mehr. «Es ist

schön hier», sagt er in gebrochenem Englisch und zeigt über den Friedhof, «die Schweiz ist schön.»

Die Migranten setzen ihre Runde zwischen den Grabsteinen fort. Es spricht kaum jemand. Auf einem Gräberfeld steht eine Gruppe von Gärtnern. Sie sind froh um die Unterstützung und wollen wissen, woher diese Leute kommen. «Die werden zu dieser Arbeit gezwungen, stimmt's?», fragt einer mit leichter Empörung. Thomas Haug klärt ihn geduldig auf.

Jäten, sich nützlich fühlen

Aber nicht alle Kantonsangestellten reagieren positiv auf die Gruppe. «Ich habe den Eindruck», sagt Haug anschliessend, «einige Gärtner reagieren misstrauisch. Vielleicht empfinden sie die Migranten als Konkurrenz.»

Nach 12 Uhr trifft sich die Gruppe zum Mittagessen. Haug lädt eine Warmhaltebox mit Teigwaren, Gemüse und Frikadellen aus dem Bus. Eine halbe Stunde Pause. Und dann packen sie noch einmal an. Jäten. Abfall sortieren, den eigenen Gedanken nachgehen, sich nützlich fühlen. Bis sie kurz vor 16 Uhr zurück ins Empfangszentrum fahren. Es bleibt ihnen dann noch eine Stunde, bis sie für die Nacht zurück im Zentrum sein müssen.

Wer heute dabei war, wird die nächsten Tage kaum zu einem weiteren Arbeitseinsatz kommen. Dann sitzen sie wieder herum und warten. Es werden lange Tage. ×

Fotograf Basile Born hat den ganzen Tag der Asylsuchenden dokumentiert. Die Bilder: tageswoche.ch/+hgwar

* Name geändert.

Die Basler Münsterpfarrerin Caroline Schröder-Field über die Krise der christlichen Kirche, den Vormarsch des Islams und ihre preisgekrönten Predigten.

«Die Kirche ist fragwürdig – nicht nur im guten Sinn»

von Simon Jäggi und Remo Leupin

Caroline Schröder-Field, seit bald drei Jahren Basler Münsterpfarrerin und Gewinnerin des ersten Schweizer Predigtpreises (2014), will das Interview nicht im schmucklosen Gebäude der Kirchenverwaltung neben dem Münster führen. «Wie wärs, wenn wir zuerst auf den Turm steigen?», überrascht uns die 48-Jährige. Einen Moment später jagt uns die modisch gekleidete Theologin behende die steile und schmale Treppe des Martinsturms hoch.

Oben angekommen, 65 Meter über dem Boden, weitet sich der Blick über die Stadt und die Rheinebene. Schröder-Field posiert für den Fotografen. Dann möchte sie weiter – in den benachbarten Georgsturm. Wir steigen die Treppen runter, wieder

hoch – und setzen uns im Turmzimmer zum Gespräch an den Tisch.

Frau Schröder-Field, Sie haben uns für das Gespräch hier hoch nach oben in den Kirchturm geführt. Weshalb?

Es war eine spontane Idee. Ich finde, das Münster spricht eine deutliche Sprache und schafft Verständigung. Ich steige aber auch gern alleine die Türme hoch.

Tun Sie das regelmässig?

Seit drei Wochen steige ich jeden Morgen hier rauf und beginne so meinen Tag.

Warum denn das?

Zunächst aus sportlichen Gründen, ich bin ja Schreibtisch- und Kanzeltäterin. Es ist aber zunehmend zur geistlichen Übung geworden: Das Münster kann man nicht betreten, ohne dass es einem etwas sagt.

Und was sagt es Ihnen?

Wenn ich oben auf dem Martinsturm angekommen bin und über die Dächer der Häuser sehe, dann sagt mir das Münster: Es gibt noch eine Welt ausserhalb der Agenda. Dieser Weitblick, gerade am frühen Morgen, tut gut. Apropos Agenda: Es ist nicht ganz einfach, sich die Arbeit einer Pfarrerin vorzustellen. Tägliche Turmspaziergänge lassen einen gemächlichen Alltag vermuten. So, als habe man sonst nichts zu tun.

Wie sieht denn Ihr Alltag aus?

Ich kümmere mich um Menschen, die in ihrem Leben Veränderungen durchmachen und diese neuen Situationen gestalten müssen: Sie heiraten, lassen ihr Kind taufen, müssen einen Angehörigen beerdigen. Diese seelsorgerischen Aufgaben machen ei-

Caroline Schröder-Field, 48, ist in Bonn aufgewachsen und hat an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Theologie studiert. Seit drei Jahren ist sie Basler Münster- und Radio-pfarrerin bei SRF. Zuvor war sie Gemeindepfarrerin der Evangelisch-Methodistischen Kirche in Winterthur. Sie ist verheiratet und Mutter von zwei Kindern.



«Wenn plötzlich von der Politik ›christliche Werte‹ beschworen werden, bin ich mir nicht sicher, ob diese Werte jene Freiheit beinhalten, für die ich mich einsetze.»

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI

nen erheblichen Teil der Arbeit aus. Dazu kommt der kirchliche Unterricht für Jugendliche, die oft keine starke Beziehung mehr zur Kirche haben. Und das Münster als Baudenkmal erweitert den normalen Aufgabenkatalog einer Pfarrerin noch erheblich. Hinzu kommen Verwaltungsaufgaben, Sitzungen, Personalführung.

Dann halten Sie ja auch noch Predigten, wofür Sie Anfang September den Schweizer Predigtpreis gewonnen haben. Was machen Sie besser als andere?

Es gibt viele gute Prediger und Predigerinnen, ich bin da nicht allein auf weiter Flur. Ich mache es einfach sehr gerne. Es ist für mich keine Last. Und dann habe ich in verschiedenen Kirchen meinen Dienst getan. Vielleicht schlägt sich auch das nieder.

Der Predigtpreis ist dieses Jahr zum ersten Mal vergeben worden. Braucht es das überhaupt?

Da sind die Auffassungen durchaus verschieden. Es entsteht der Eindruck, dass man den Wettbewerb jetzt auch noch in der Kirche einführt. Auf der anderen Seite schafft er auch Aufmerksamkeit, das finde ich gar nicht schlecht. Und am Ende steht ja auch nicht der Preis, sondern ein Buch mit gesammelten Predigten.

Eine gelungene Marketingaktion also?

Ich weiss nicht, ob diese Fremdbeschreibung aus dem Wirtschaftsbereich für uns gelten sollte. Wenn man den Predigtpreis als «Marketingaktion» bezeichnet, stellen sich bei mir ganz ähnliche Bauchschmerzen ein, wie sie andere Leute vielleicht haben, wenn sie «Predigtpreis» hören. Und wenn man die Kirche mit Marketing in Verbindung bringt – was ist denn unser «Produkt»?

Das würden wir gern von Ihnen hören.

Im weitesten Sinne gute Seelsorge. Ich stehe mit meinem Amt dafür ein, dass Gott in unsere Wirklichkeit hineinspricht...

(Die Glocken läutet zur halben Stunde.)

Hoppla, vielleicht habe ich da gerade höheren Widerspruch ausgelöst. *(lacht)*

Vielleicht hätte die Uhr ohnehin geschlagen.

Danke. So kann man es auch sehen. Wenn Sie mich also fragen, was unser Produkt ist, dann würde ich sagen: gute Seelsorge. Und da gehört die Predigt dazu.

Was ist «gute» Seelsorge?

Man muss aufmerksam und offen sein. Man muss die Menschen kennenlernen wollen, und das immer in dem Rahmen, in dem es von ihnen gewünscht wird. Die seelsorgerischen Aufgaben sind oft mit einem Ziel verbunden. Dieses möchte ich so erfüllen, dass sich die Leute gestärkt fühlen. Da die Kirche Auftraggeberin ist, muss ich mich auch immer wieder fragen, wie ich dafür einstehen kann, dass Gott in die Wirklichkeit dieser Menschen hineinspricht. Das ist für mich die zentrale Frage.

Seit einigen Jahren nimmt die Zahl der Kirchgänger markant ab. Wo liegt das Problem der Kirche?

Die Kirche ist fragwürdig – und das nicht immer nur im guten Sinn. Teilweise zu Recht, denn sie hat sich historisch in viel



Sieht die freiheitlichen Werte gefährdet: Caroline Schröder-Field.

FOTO: A. PREOBRAJENSKI

Schuld verwickelt. Andererseits gibt man der Kirche in der Öffentlichkeit wenig Chancen. «Predigt» etwa ist in der Alltagssprache ein eher negativ besetztes Wort. Dass Predigt nicht Moralpredigt heisst, das ist mein Herzensanliegen. Wonach ich in meinem Studium zu fragen gelernt habe und was mir noch immer wichtig ist: Warum sind wir Menschen da? Und können wir diese Frage beantworten, ohne uns auf Gott zu beziehen? Manchmal frage ich mich, wer das überhaupt noch wissen möchte.

«Bestimmte Errungenschaften, die wir uns im Lauf der Jahrhunderte erkämpft haben, würde ich schon gerne bewahrt wissen.»

Die Freikirchen haben grossen Zulauf von jungen Leuten. Was finden sie dort, das sie bei Ihnen nicht finden?

Ich glaube, der Erfolg basiert darauf, dass viele Freikirchen jene Klarheit und Eindeutigkeit wagen, nach denen sich viele Menschen immer mehr sehnen. Sie wollen klare Anweisungen erhalten.

Und diese Eindeutigkeit können Sie nicht geben?

Die will ich nicht geben. Das hat mich etwas mit der Gewissensfreiheit zu tun. Und mit meiner festen Überzeugung,

dass Gott mit allen Menschen unterwegs ist, und das auf sehr unterschiedliche Weise. Deshalb muss das, was ich lebe, nicht unbedingt auch das Richtige für Sie sein.

Sie sprechen und wirken nicht wie eine klassische Pfarrerin...

Schön!

Sorge das für Vorbehalte Ihnen gegenüber, als Sie hier in Basel anfangen?

Es gab zu Beginn Vorbehalte, weil ich Deutsche und Frau bin. Es gibt sicher auch einen gewissen Konservatismus am Münster – den gab es aber auch in Winterthur und im Rheinland, wo ich herkomme. Heute spüre ich wenige Vorbehalte mehr.

Wie sind Sie eigentlich zu Ihrem Beruf gekommen?

Zunächst beschritt ich den akademischen Weg. In der Theologie konnte ich meine Liebe zur Philosophie und zu den alten Sprachen pflegen. Irgendwann während meines Studiums merkte ich, dass ich nicht noch mehr Bücher produzieren, sondern mich mit den Menschen beschäftigen will. Ich vermisste an der Uni auch die Einfachheit... Und jetzt komme ich nochmals zurück zu Ihrer vorherigen Frage: Eindeutigkeit will ich nicht liefern, aber Einfachheit im Sinne von Verständlichkeit.

Pflegen Sie Beziehungen zu anderen Religionsgemeinschaften? Gibt es etwa Kontakt zur jüdischen Gemeinschaft?

Ja, diese pflegt mein Kollege Lukas Kundert in diversen Arbeitsgemeinschaften.

Die islamische Bevölkerung in Basel wächst. Befürchten Sie, dass die christliche Kirche im Wettbewerb der Religionen an Boden verlieren könnte?

Ich hoffe, dass sich die reformierte Kirche in Basel und in der Schweiz halten und ein Profil entwickeln kann, das nicht nur der Kirche selber, sondern allen Menschen dient. Meine persönliche Frage lautet: Welche Freiheiten könnten uns verloren gehen, wenn die Bevölkerungsentwicklung in diesem Tempo weitergeht?

Wie meinen Sie das?

Ich glaube, im Islam gilt ein Rechtsverständnis, das mit dem unseren in Konflikt geraten könnte. Bestimmte Errungenschaften, die wir uns im Lauf der Jahrhunderte erkämpft haben, würde ich schon gerne bewahrt wissen.

Versuchen Sie, Brücken zu schlagen zu islamischen Religionsgemeinschaften?

Ich werde zum Beispiel mit meiner Gemeinde ein Buch von Rafik Schami lesen: ein wunderbarer Geschichtenerzähler, der als Christ in Syrien aufgewachsen ist und heute in Deutschland lebt. In seinen Geschichten spiegelt sich die Pluralität der Kulturen, die derzeit in Nahost so gewalttätig aufeinanderprallen, auf eine ideale Weise.

Es ist historisch betrachtet nicht das erste Mal, dass eine Religion exzessive Züge annimmt. Wie erklären Sie sich die heutige Entwicklung?

Interessant ist, dass der Islam, das Judentum und das Christentum «Buchreligionen» sind. Unser Glaube beruft sich auf eine «Heilige Schrift». Wir haben da also sehr vie-

le Gemeinsamkeiten. Es würde mich interessieren, wie viel von unserem Potenzial – im Guten wie im Schlechten – von diesem Umstand geprägt ist, dass sich unsere drei Religionen je auf eine Schrift stützen.

«Ich glaube, dass sich derzeit in der islamischen Welt eine Art Rechtsruck ereignet.»

Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie Politiker hören, die sich auf «christliche Werte» berufen, um sich gegen den Vormarsch des Islams zu verteidigen?

Das Wort «verteidigen» finde ich schon mal schlimm. Ich denke, dass es gut ist, wenn wir uns auf unsere Tradition besinnen. Aber wenn plötzlich von der Politik «christliche Werte» beschworen werden, bin ich mir nicht sicher, ob diese Werte jene Freiheit beinhalten, für die ich mich einsetze.

Wenn Sie die Ereignisse in Syrien und im Irak betrachten: Was kann die Kirche diesem Grauen entgegenstellen?

Wir können Solidarität mit den dort lebenden Christinnen und Christen bekunden. Wir können auch Einspruch erheben gegen die Gewalt, die dort passiert. Und wir können das Gespräch mit Muslimen su-

chen, die uns ihr Rechtsverständnis erklären, und mit ihnen auch Möglichkeiten eines Staatsverständnisses diskutieren, das religiöse und kulturelle Pluralität erlaubt.

Haben Sie den Eindruck, dass sich die Zahl islamischer Länder mehrt, die nur noch mit Scharia funktionieren?

Nein, aber ich glaube, dass sich derzeit in der islamischen Welt eine Art Rechtsruck ereignet. Wichtig scheint mir aber, dass man nicht von dem Islam spricht. Es gibt da ganz viele Schattierungen. Und nochmals: Es gibt sehr viele Gemeinsamkeiten zwischen dem Islam und dem Christentum, weil beide Religionen sich auf die Auslegung einer «Heiligen Schrift» stützen.

Sie leben jetzt drei Jahre in Basel. Wie gut fühlen Sie sich integriert?

Stückchenweise komme ich immer ein bisschen mehr an. Ich lebe ja auch beim Münsterplatz, im Herzen von Basel, und ich erlerne seit einem Jahr das Piccolospielen. Aber ich muss ehrlich sagen, ein Grossteil meiner Zeit besteht aus Arbeit, da bleibt nebenbei nicht sehr viel Freiraum.

Sie haben einmal gesagt, sie würden gerne einen Roman schreiben.

Wenn ich wüsste wie, gerne!

Was für eine Art Roman würde es?

Sagen Sie jetzt bitte, ein Krimi...

(lacht) Ein Krimi über die Kirche – «Mord im Turmzimmer» vielleicht!
tageswoche.ch/+vms7b x

ANZEIGE

Ab ans Werk!

199.-

Superqualität zum Spitzenpreis

2,5 t Hubkraft

Der Meistverkaufte!

79.-

GARANTIE 5 JAHRE

24 l

Motor	1 Zylinder/2 PS
Leistung	1500 W
Manometer	2
Inhalt	24 l
Höchstdruck	8 bars
Ansaugleistung	200 l/min
Drehzahl	2850 tr/min
Spannung	230 V/50 Hz
Gewicht	28 kg

199.-

GARANTIE 5 JAHRE

Ölgeschmiert!

50 l

Motor	2 Zylinder/3 PS
Leistung	2200 W
Manometer	2
Inhalt	50 l
Höchstdruck	10 bar
Ansaugleistung	412 l/min
Drehzahl	2850/min
Spannung	230 V/50 Hz
Gewicht	43 kg

59.-

GARANTIE 5 JAHRE

Spannung	230 V
Schweisleistung	100 A
Absicherung	10 A
Gewicht	ca. 14 kg

Automatischer Schweißhelm AS2 OKAY POWER

Permanent kompletter Schutz vor UV/IR. Schutzgläser aus hochwertigem Polymer-Material. Verdunkelungsgrad, Aufhellungsverzögerung und Empfindlichkeit regulierbar. 09877

Elektro Schweißgerät BX100 OKAY POWER

Handliches Schweißgerät zum Elektrodenschweißen. Mit modernster Sicherheitstechnologie, integriertem Überhitzungsschutz und Tragegriff. 09204

Palettenrolli OKAY

Mit Schnellhub. 12324 80 cm
12323 115 cm

Kompressor OKAY POWER

52570 79.-

Kompressor OKAY POWER

52583 199.-

Landi

Qualität / Preis / Auswahl

www.landi.ch

AKTUELL ACTUEL

9.90

2,5 kg

Zwetschen
Im Körbli. Fr. 3.96/kg
25334

AKTUELL ACTUEL

7.60

kg

Bohnen
Gepackt. 25331

Nur in LANDI mit Sortiment Früchte und Gemüse.

Mario Bernasconi ist chronisch krank. Fast noch mehr als an seinen Gebrechen leidet er aber an seiner Krankenkasse.

Der Kampf des Kranken mit der Kasse

Chronisch krank wie das Kassensystem: Mario Bernasconi.

FOTO: JEREMIAS SCHULTHESS



von Jeremias Schulthess

Schuhe ausziehen? «So weit kommts noch», ruft Mario Bernasconi lachend. Er empfängt in seinem sauberlich aufgeräumten Wohnzimmer, es riecht nach Aftershave. Er fängt an mit einer seiner vielen Spitalgeschichten, nennt jeden Krankenpfleger und Arzt beim Namen, weiss noch die Uhrzeit, wann er auf dem Operationstisch lag.

Bernasconi gehört zu jenen, die das Label «chronisch Kranke» tragen. Er sieht sich als Opfer des Gesundheitssystems.

Seine Leidensgeschichte fängt an, da ist er gerade mal fünf Jahre alt: chronische Mittelohrentzündung. Sein Grossvater fährt ihn mit dem Velo von Liestal ins Clara-Spital. Im Behandlungszimmer sitzen ein Arzt und eine Nonne. Es gibt Glace, was der kleine Mario noch nie hatte. Mit 15 Jahren muss der Blinddarm entfernt werden. Der 75-jährige Bernasconi von heute weiss nicht mehr viel darüber.

Im Alter von 34 erlebt er einen Schock. An einem nasskühlen Abend wird Bernasconi an der Neuweilerstrasse von einem Auto angefahren – Fahrerflucht. Im Bruderholzspital stellen sie Rippenserienfraktur und ein Lungenhämatom fest. Doch was die Ärzte bei einem Routine-Bluttest herausfanden, ist noch viel gravierender: Mario Bernasconi hat schwere Diabetes.

Von diesem Tag an veränderte sich sein Leben schlagartig. Er ist als Polizist tätig und kann den Beruf vorläufig im Bürodienst auch weiter ausüben. Er muss aber fortan jeden Tag Tabletten nehmen und Insulin injizieren.

Neun Jahre später: Eine Zehe muss amputiert werden, weil sie schwarz angelaufen ist. Später folgt eine weitere Zehe und am Ende der halbe Fuss. Zudem müssen eine Augenoperation und vier Bypass-Operationen durchgeführt werden – jeweils komplizierte Eingriffe am Herzen. Alles steht mit Diabetes in Verbindung.

Die erfundenen Selbstbehalte

Die Liste ist noch nicht komplett: vor einigen Jahren eine gebrochene Schulter, Fussversteifung und zuletzt eine lebensbedrohliche «Legionella-Grippe». Doch die Krankheiten und Unfälle waren nicht das grösste Problem: Was Bernasconi fast genauso mitnimmt, sind die Querelen mit seiner Krankenkasse.

«Das Krankensystem ist krank», resümiert er. Warum muss er jedes Mal in der Apotheke fünf Rappen für Verbandsmaterial zahlen? Zugegeben: Es ist ein lächerlicher Betrag, aber für Bernasconi ist es ein Beispiel für die Fehler im Gesundheitswesen.

Schlimmer als die fünf Rappen treffen ihn die Kosten für Krankentransporte. Im letzten Jahr musste er zweimal mit Blaulicht ins Spital, die Versicherung zahlt dafür neuerdings 500 Franken im Jahr, stolze 1100 Franken musste Bernasconi bezahlen.

Was ihn vollends aus den Socken haut, ist ein Erlebnis aus der jüngsten Vergangenheit. Sein Arzt sagte ihm, er dürfe die Fussnägel

nicht selber schneiden, weil sonst Wunden entstehen könnten. Er stellt ihm ein Rezept für professionelle Fusspflege aus. Als Bernasconi die Rechnung an die Krankenkasse schickt, antwortet diese: «Wir übernehmen keine kosmetischen Behandlungen.»

Auch bei seinen Spitalaufenthalten hat er die Problemzonen des Krankensystems kennengelernt. «Früher musste man im Spital nichts für Verpflegung zahlen. Heute sind es 15 Franken pro Tag – selbst für das Fernsehen musste ich 10 Franken pro Tag bezahlen.» Die Krankenkassen erfinden immer neue Selbstbehalte, wettet Bernasconi. Er ist sich sicher, dass ihn die Versicherung loswerden will, weil er hohe Gesundheitskosten verursacht.

Ein Indiz dafür: Auf einmal flatterte eine Betreuung in seinen Briefkasten, er müsse Prämienausstände nachzahlen. Dabei werden die Prämien regelmässig durch die IV-Ergänzungsleistungen überwiesen. Nach endlosen Telefonaten und Briefen macht die Versicherung einen Rückzieher: «Wir bedauern die fälschlicherweise erfolgte Betreuung und entschuldigen uns dafür.»

Bernasconi reicht eine Beschwerde gegen die zuständige Sachbearbeiterin ein, sein Schreiben unterzeichnet er mit «Havariekommissär i. R.» – die letzte Berufsbezeichnung des heutigen Präsidenten der Basler Auto-Partei. Eine Antwort gibt es nie.

Bernasconi glaubt, die Versicherung wolle ihn loswerden, weil er hohe Kosten verursacht.

Für Bernasconi ist es längst mehr als nur ein einfacher Rechtsstreit: Es ist sein persönlicher Kampf gegen die Ungerechtigkeiten des Krankenkassensystems. Und Bernasconi versteht die Versicherungsbranche, er hat einige Jahre als Schaden-Chef bei einer grossen Versicherung gearbeitet.

Am Ende des Gesprächs kommt Bernasconi zur Einheitskassen-Abstimmung. Er wird ein Ja einwerfen. Ob eine Einheitskasse seine Situation verbessern würde, bleibt unklar – das weiss er selbst. Es ist vielmehr sein Groll auf die Krankenkassen, insbesondere auf die Millionengehälter der Chefetage, der ihn zur Urne treibt: «Warum müssen Krankenkassen Gewinn machen?»

Einige Tage nach dem Treffen in seiner Wohnung schreibt Bernasconi, nach schlaflosen Nächten sei ihm eine Idee gekommen: Er wolle einen «Verein für Langzeit-Patienten» gründen. Das sei ein geeigneter Weg, um gemeinsam mit anderen gegen das Krankenkassensystem zu kämpfen. Er brauche Spender, ein Lokal, dann könne es losgehen mit einer Gründungsversammlung.

«Ich bin mir bewusst, dass viel Arbeit auf mich zukommt», schreibt Bernasconi abschliessend. Aber die Arbeit nimmt er in Kauf. Sein Kampf geht weiter – auch nach dem 28. September.

tageswoche.ch/+ 31059

x

Sie sind an weiteren Angeboten interessiert? Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an. Super-Wechselkurse: 1,2170 nur gültig bei Barzahlung. ... geh lieber gleich zu Hieber unter Anderem in • Lorrach • Weil am Rhein • Binzen • Nollingen • Grenzach • Rheinfelden mehr Infos unter www.hieber.de

Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten

Hieber's Frische Center



15. Tour de Hieber

Sonntag, 5.10.2014
von 10 – 18 Uhr
in Binzen
Tour-Start 10 Uhr

**Auch wieder –
Zeitfahren in Kandern**

Strecke: 9,2 Kilometer mit 450 Höhenmeter.
Mehr Infos und Anmeldung
unter www.hieber.de

Am Freitag, 03. Oktober 2014 bleiben unsere Märkte wegen des Feiertages geschlossen.

Angebot gültig von Montag, 22.09.
bis Samstag, 27.09.2014



Gemischtes Hackfleisch
aus Schweine- und
Rindfleisch, laufend
frisch hergestellt, 1 kg
€ **4.44**
CHF 5,40



Sauerbraten vom Rind
mit Rotwein eingelegt,
aus eigener Herstellung, 1 kg
€ **7.77**
CHF 9,46



Victoriabarschfilets aus Binnen-
fischerei in Kenia,
Uganda oder Tansania,
ohne Haut, 100 g
€ **1.49**
CHF 1,81

So viel wie reinpasst



Direkt vom Erzeuger – direkt aus der Region!
Markgräfler Äpfel
verschiedene Sorten, aus Deutschland,
Klasse I, inklusive Eimer,
5,5 kg garantiert
€ **4.44**
(1 kg = € 0,81) CHF 5,40



Dr. Oetker Crème fraîche
verschiedene Sorten,
z. B. Classic 150 g
(100 g = € 0,44), Becher
€ **-.66**
CHF 0,80



Original Wagner Flammkuchen
verschiedene Sorten,
z. B. Käse & Lauch 320 g
(1 kg = € 5,19), tiefgefroren, Packung
€ **1.66**
CHF 2,02



Pfanni Knödel verschiedene
Sorten, 200-g-Packung
(100 g = € 0,56) € **1.11**
CHF 1,35



NEU eingetroffen und nur für kurze Zeit:
Oktoberfestbier
in der 1-L-Bügel-
flasche zzgl. Pfand

€ **2.45**
CHF 2,98



Purina One Katzennahrung
verschiedene Sorten,
800-g-Packung
(1 kg = € 3,11) € **2.49**
CHF 3,03



Nivea Shampoo
250 ml (100 ml = € 0,72)
oder **Spülung** 200 ml
(100 ml = € 0,90)
verschiedene Sorten,
Flasche

€ **1.79**
CHF 2,18

Die Schweiz diskutiert, ob es legitim ist, die SVP-Politik als «braun» zu betiteln. Doch wichtiger ist eine andere Frage.

Was bringt die Nazi-Keule?

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Vielleicht haben wir die Sache schon ad acta gelegt, doch sie wird wiederkommen: die ewige Debatte um die Frage, was man sagt, wenn man politische Kräfte im eigenen Land als «braun» oder «faschistoid» bezeichnet. Und ob so etwas überhaupt erlaubt sei.

Im Vordergrund der Debatte steht jedoch weniger die Frage, ob beim Einsatz des F-Wortes der historische Bezug angemessen ist oder nicht, sondern vielmehr die, ob das politisch wirklich etwas bringt oder nicht.

Die Frage lässt sich nicht eindeutig beantworten. Dies hat die jüngste Etikettierung der SVP durch die BDP- und SP-Parteipräsidenten Martin Landolt und Christian Levrat wieder verdeutlicht. Denn einerseits hat die Aktion etwas gebracht, weil sie einen kleinen Wirbel verursachte. Andererseits war dieser Wirbel kontraproduktiv, weil er vor allem Empörung beziehungs-

Alle für Blocher: Der Führerkult ist bei der SVP offensichtlich, das macht sie aber noch nicht zur faschistischen Partei. FOTO: KEYSTONE



weise radikale und reflexartige Zurückweisung bewirkte. Nur zu gerne schrieb und las man in der NZZ: «Falsche Vergleiche mit der Nazi-Zeit».

Wer die Nazi-Welt bemüht, ergeht sich entweder in ordinären Beschimpfungen oder leistet sich einen Tabubruch. Und er legt anderen, die sonst nicht derart sensibel sind, das so bequeme wie scheinheilige Argument in den Mund, dass damit nicht nur die Gegenwart unangemessen beurteilt, sondern die grauenhafte Vergangenheit verharmlost werde.

Der Hirtenjunge und der Wolf

Wenn Martin Landolt und Christian Levrat die SVP im Hinblick auf die eidgenössischen Wahlen des kommenden Jahres mit dem diskreditierenden Etikett aus der Geschichte versehen, könnte dies, wie der Berner Politologe Adrian Vatter gegenüber dem Schweizer Fernsehen mit Hinweis auf Erfahrungen im Jahr 2007 erklärte, der rechtsnationalen Partei eher helfen als schaden. Dies nach dem Reflex: Wenn alle gegen die «einsame» SVP sind, dann bekommt diese Partei zusätzliche Unterstützung. Doch darum geht es nicht.

Die Nazi-Bezüge von Landolt und Levrat haben keine Nazi-Gleichsetzung betrieben.

Es geht hier und jetzt um die bedeutsame Doppelfrage, ob man die «Dinge beim Namen nennen» darf und – zuvor – die Dinge tatsächlich gegeben sind. Festgehalten sei: Die Nazi-Bezüge haben keine Nazi-Gleichsetzung betrieben. BDP-Präsident Martin Landolt hat laut gefragt, «wie braun» eine Politik noch werden soll, bis alle riechen können, dass es zum Himmel stinkt. Und SP-Präsident Christian Levrat bemerkte: «Die Politik der SVP der letzten Monate hat klar faschistoide Tendenzen». Zurückhaltend war die Aussage insofern, als bloss von «Tendenz» gesprochen wurde, weniger zurückhaltend die Aussage, dass die Tendenz «klar» sei.

«Faschistoid» heisst übrigens nicht faschismusgleich, sondern faschismusähnlich beziehungsweise gewisse seiner Züge tragend. Es geht also um den Hinweis auf beschränkte Tendenzen. Skandal? Es geht darum, darauf aufmerksam zu machen, dass eine bestimmte Politik in eine bestimmte Richtung geht und dass – nach der eigenen Einschätzung – der Zeitpunkt gekommen sei, dass man, wie eine bekannte Redensart besagt, den «Anfängen wehren» soll. Das gleiche Problem haben wir, wenn die Frage aufkommt, ob und in welchem Mass die SVP rassistisch sei.

Am ehesten faschistoid ist die Verächtlichmachung von Parlament, Gerichten und anderen Parteien, denn dies erinnert an totalitäre Gruppierungen auf dem Weg zur Machtergreifung. Doch sobald die Fa-

schismus-Keule geschwungen wird, kommt es jeweils zum Problem, dass nicht klar ist, ob der Faschismus in seiner Anfangsphase oder in seiner Vollblüte gemeint ist. Die Skandalisierten haben Letzteren vor Augen, den totalen Krieg und die KZ-Vernichtungsmaschinerie. Die besorgten Warner dagegen eben die berühmten «Anfänge», vor denen sie – im Prinzip zu Recht – warnen.

Wer warnen und Ablehnung erzeugen will, darf das allerdings nur bei tatsächlich gegebener Gefahr tun. Wer wiederholt vor dem Wolf warnt, obwohl er nicht da ist, riskiert, just dann nicht mehr ernst genommen zu werden, wenn der Wolf tatsächlich auftaucht. Andererseits sollte man sich überlegen, welche Art von Wolf eine Gefahr darstellt. Muss er «braun» und muss er «faschistoid» sein, damit wir ihn als Gefahr taxieren? Ist nicht schon der Kuhglocken-Nationalismus mit seiner biedereren Herr-im-Haus-Mentalität Gefahr genug für das, was der Schweiz eigentlich wichtig sein sollte?

Wer urteilt, muss sich auch erklären können. Levrat hat dies mit drei Punkten getan. 1. mit dem Hinweis auf die «systematische Verleumdung unserer Institutionen», 2. mit dem Hinweis auf «die Angriffe auf das Völkerrecht» und 3. mit dem Hinweis auf die «faktische Abschaffung des Asylrechts».

Eine Frage des Anstands?

Die autoritären und doch populistischen Züge, der hohe Organisationsgrad, die radikale Abgrenzung gegen das «Fremde» und gegen die Linke, die hohe Bereitschaft, eine Ideologie über praktische Menschlichkeit zu stellen, das alles sind Eigenheiten, die wir sowohl in der SVP als auch in faschistischen Bewegungen vorfinden, ohne dass deswegen die SVP gleich faschistisch ist. Man sollte eher von zeitloser und in rechter wie linker Spielart existierender Tendenz zum Totalitären sprechen.

Von der SVP hat der erwähnte Politologe gesagt, sie sei auch darum nicht faschistisch, weil sie keine aggressive Expansionspolitik betreibt und kein anderes Land mit

Krieg überziehe. Das liegt aber in der schweizerischen Kleinstaatlichkeit begründet und ist keine Eigenleistung dieser Partei.

Die Exponenten der abqualifizierten SVP sind verständlicherweise empört oder schweigen sich aus. Empört zeigte sich SVP-Präsident Toni Brunner, der sich nicht «auf dieses Niveau» herab lassen wollte. Er bezeichnete die Einstufungen als «unanständig». Dies mag erstaunen, weil einem von jener Seite immer wieder Unanständiges zugemutet wird. Und weil Christoph Blocher, der Übervater dieser Bewegung, am Ustertag von 2008 Unanständigkeit im Bedarfsfall sogar zur politischen Tugend erklärt hat.

Alle – ausser die SVP

Dürftig war die Argumentation von SVP-Fraktionspräsident Adrian Amstutz: Diese Einstufung der SVP-Politik verletze ihn ganz persönlich, weil sein Bauerngrossvater, der während des Zweiten Weltkriegs in Frankreich gelebt hatte, doch wegen der Nazis seinen Hof fluchtartig verlassen und in die Schweiz zurückkehren musste. Ist denn ein solcher Vorfahre ein Gütesiegel, das keine kritische Beurteilung der aktuellen Politik zulässt?

In der Schweiz, in einem traditionell von einer permanenten grossen Koalition regierten Land können «faschistoide Tendenzen» kaum eine durchschlagende Kraft sein. Sie werden durch die anderen Kräfte im Zaun gehalten. Jedoch profitieren sie durch das gleiche System in gefährlicher Weise vom Prestige der Regierungszugehörigkeit. In Frankreich und Deutschland zum Beispiel, wäre dies fast undenkbar.

Eine vielleicht hilfreiche Überlegung zur Einschätzung von politischen Kräften zum Schluss: Mit welcher oder unter welcher unserer Parteien würden wir ohne ernsthafte Bedrohungsgefühle leben können, wenn sie alleine an der Macht wäre? Für mich wären sozusagen alle namhaften Parteien möglich – ausser der SVP. Deren «totalitäre Tendenzen» würden mich ängstigen.

tageswoche.ch/+9vq5a

×

ANZEIGE

★ **GLUBOS** ★

die Brockenbude am Rappoltshof 12 **061 681 81 04**



Mo 14.00-18.30 / Di-Fr 10.00-12.00 & 14.00-18.30 / Sa 10.00-16.00
mit dem Erlös unterstützen wir die Frauen-Oase Basel

WIR HOLEN ALLES BRAUCHBARE KOSTENLOS AB UND MACHEN WOHNUNGS- UND HAUSRÄUMUNGEN

Gastronomie

Der «Grüne Heinrich» kehrt zurück

von Tino Bruni

Basels Innenstadt ist Anfang September um ein gutbürgerliches Restaurant reicher geworden. Das ehemalige mexikanische Restaurant La Fonda hat nach gut 20 Jahren dem neuen alten «Grünen Heinrich» Platz gemacht. Vergangenen Freitag wurde die Wiederöffnung mit einem Apéro gefeiert.

Das «La Fonda» hat bereits am 12. Juli zugemacht. Bis Ende August wurde das Restaurant umgebaut, der «Grüne Heinrich» schliesslich wiederbelebt.

Ein Name mit Tradition

Der alte «Grüne Heinrich» dürfte eingefleischten Baslern noch ein Begriff sein. Als Beizen noch richtige Beizen waren, gehörte er zusammen mit der «Hasenburg» und dem «Gifhüttli» zum legendären «Bermuda-Dreieck». Auch wenn die Karte des neuen «Grünen Heinrich» wieder eher währschaft daherkommt, werden die Gäste nicht in alte Zeiten zurückgeworfen. Dafür wirkt die Küche auch mit noch so regionalen Produkten doch zu mediterran. Und die neue, klassisch gehaltene Inneneinrichtung zu modern.

Daniel Rieder hat bereits Ende 2013 die «Hasenburg» übernommen, die direkt gegenüber liegt und sich seither im Umbau befindet. Die soll auch nach Wiederöffnung für Rösti und Suuri Läberli bekannt bleiben, hat er damals versprochen. Man wird in der «Hasenburg» also ebenfalls währschaft essen, wenn auch etwas schweizerischer. Doch auch da setzt Rieder nicht mehr nur auf deftige Gerichte, sondern will die Klassiker mit einigen leichteren Menüs ergänzen.

Ist Rieder mit den beiden Traditionsbeizen trotzdem auf dem Weg zu einer Art Wiedergeburt des «Bermuda-Dreiecks»?

Keine Zeit für Nostalgie

Schwer vorstellbar, dass in dieser Ecke heute noch so lustige Geschichten geschrieben werden können, wie sie die ehemalige Wirtin der «Hasenburg», Liselotte Schwendinger, nach 30 Jahren Erfahrung noch zu erzählen wusste. Auch die Zeit ist, was sie isst. Und da ist derzeit rund um die Gastro-Initiative vom 28. September gerade viel von neuen Gewohnheiten zu hören. Schneller und mobiler, das seien heute die Bedürfnisse der Gäste.

Aber immerhin: Rieder dürfte mit seiner Biografie bestens wissen, wie man den alten Geist des «Heinrichs» wenigstens während der Fasnacht aufleben lässt. Er ist quasi in der «Hasenburg» aufgewachsen und somit ein Kind jenes «Bermuda-Dreiecks». tageswoche.ch/+s5n84 x

**Restaurant Grüner Heinrich,
Schneidergasse 21, geöffnet von
Dienstag bis Samstag ab 11 Uhr.**

Gorilladame Goma



«Was für ein Affen-Theater!»

von Tino Bruni

Goma bohrte gerade desinteressiert in der Nase, als der Kurator des Zoologischen Gartens, Adrian Baumeyer, vor den Medien die Biografie der am 23. September 55 Jahre alt gewordenen Gorilladame vorstellte.

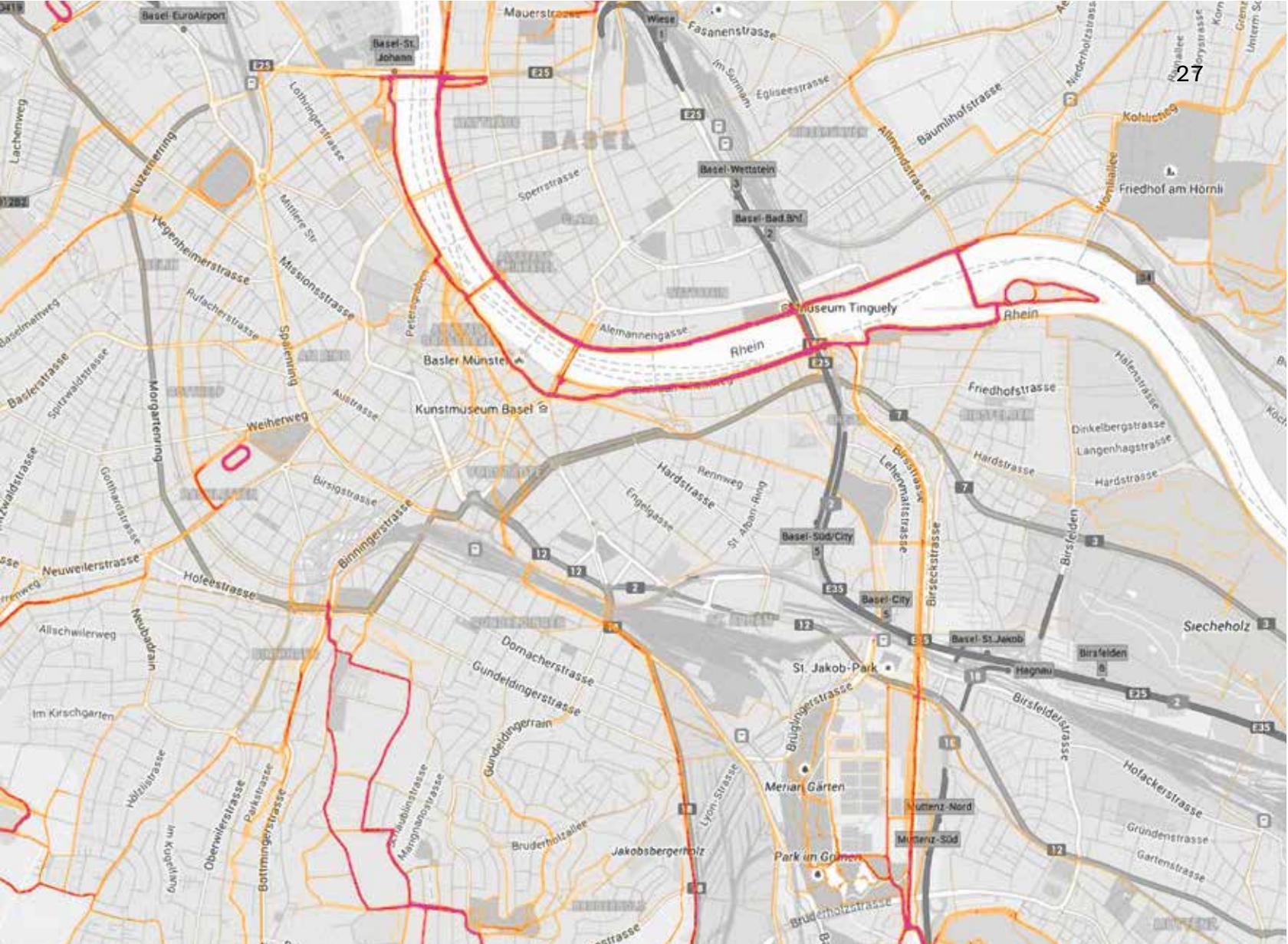
Geboren 1959 in Basel, Tochter von Achilla, ehemals Achilles genannt, weil bis zu Gomas Geburt versehentlich als Mädchen erachtet. Aufgewachsen in der Obhut und dem Zuhause des früheren Zoodirektors Ernst Lang. In der Jugend tätig in den damals gängigen Bereichen Tanz und Pädagogik: Affen sollten früher nicht nur belustigen, sondern auch Menschenkindern Benehmen beibringen. Seit den Achtzigerjahren darf sich Goma mehr und mehr ihrer eigentlichen Bestimmung widmen: Gorilla sein. Wir gratulieren!

**Bilder, Videos und der Text zum Besuch
online: tageswoche.ch/+gzz00** x

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.



Basel rennt: Je dicker und dunkler die Strecke, desto beliebter die Route.

FOTO: STRAVA METRO

Digital Basler Jogger hinterlassen Spuren im Netz

von Christoph Spangenberg

Fitness-Apps und Sport-Gadgets wie die sogenannten Wearables sind das neue grosse Ding der IT-Branche. Sie erobern immer mehr den Alltag. Für Sportler ist die Auswahl bereits riesig.

Fitnessarmbänder überwachen zum Beispiel Herzschlag, Aktivität, Kalorienverbrauch und Schlaf des Nutzers und verbinden sich per Bluetooth mit dem Smartphone. Auch die kürzlich präsentierte Computer-Uhr von Apple lässt sich als Fitness-Tracker nutzen. Andere Unternehmen haben bereits Hosen und T-Shirts entwickelt, die zum selben Zweck mit Sensoren und Minicomputern ausgestattet sind.

Diesem Trend entsprechend, zeichnen auch in Basel mehr und mehr Hobbyläufer ihre zurückgelegten Routen per GPS und

Fitness-Apps wie Runtastic, Endomondo und Runkeeper auf.

Der App-Anbieter Strava hat nun alle Jogging-Strecken seiner Nutzer übereinandergelegt und veröffentlicht. So wird statistisch deutlich, welche Strecken besonders beliebt sind. Je dunkler und fetter eine Route in der Karte eingefärbt ist, desto mehr Basler nutzen diese. Das Ergebnis überrascht nicht: Die Basler schwitzen am liebsten in Naturnähe. Die Stadtquartiere dienen meistens nur als Start- und Zielort.

Basels beliebteste Laufstrecken:

- Das Grossbasler Rheinufer zwischen Dreirosenbrücke und Kraftwerk Birsfelden. Manche drehen am Birs-köpfl noch ein paar Extrarunden.
- Das Kleinbasler Ufer zwischen Schwarzwald- und Dreirosenbrücke. Nur wenige laufen weiter bis in den Hafen und zum Dreiländereck.
- Die Wege der Wiese entlang bis zur Grenze Lörrach.
- Die Wege entlang der Birs.
- Die Wälder und Feldwege in Langholz.
- Die Stadien Schützenmatte im Bachletten und die Sportanlage Grendelmatte in Riehen.

Experten zufolge sind die heutigen Gadgets noch nicht völlig ausgereift. Noch messen sie die Aktivitäten nicht völlig genau. Doch als Motivator für den Sportler taugen sie allemal. Nie war es so einfach, seine persönlichen Fortschritte zu messen.

Der Datenschützer warnt

Datenschützer beobachten die Entwicklung allerdings auch mit Sorgen. Die Daten könnten leicht an Dritte geraten. Die sportliche Leistung in den Händen von Hackern? Vielleicht nicht so schlimm, könnte man denken. Doch die Hacker wissen dann mit Namen, Alter, E-Mail-Adresse, Schlafverhalten etc. genug für ein detailliertes Personenprofil.

Zur Weitergabe sind solche Daten auch für nicht kriminelle Unternehmen interessant, etwa für Pharmakonzerne oder Versicherungen. Damit Wearables nicht über den Erhalt einer Zusatzversicherung oder Ähnliches entscheiden, empfiehlt der Datenschützer: Wer sich selbst wirklich nur von der eigenen App tracken will, prüft vorab besser die Geschäftsbedingungen.

Die gesamte Karte sowie Details zu heutigen Gadgets finden Sie online: tageswoche.ch/+125p5

Reaktionen aus der Community

von Mark Schöpfer
• Unwichtiges kann man online speichern. Meine Runtastic Daten darf jeder sehen.

von Rolf Wilhelm
• Sämtliche Geräte verwalten die Daten online auf einem Anbieter-Portal. Lokale Datenhaltung ist nicht vorgesehen. Nutzer haben dadurch aber kaum einen Vorteil.



Der Lebensraum der Machiguenga in Peru wird durch die Erdölförderung bedroht.

FOTO: REUTERS

Ureinwohner

Der Kampf um Rechte spaltet indigene Völker

von Annegret Mathari

Die indigenen Völker sind im UNO-System nicht vorgesehen. Bis heute haben sie den Status nichtstaatlicher Organisationen (NGO) und können daher in der Staatenorganisation nicht in ihrem eigenen Namen verhandeln. Ob die diese Woche in New York stattfindende Weltkonferenz der UNO über indigene Völker das künftig ändern wird, ist offen.

Als die bolivianische Regierung 2010 eine solche Konferenz vorschlug, waren nicht alle Staaten davon begeistert. Daher wurde die geplante Weltkonferenz zu einem «High Level»-Plenum der UNO-Generalversammlung verkleinert, an dem auch Staats- und Regierungschefs teilnehmen.

Nationale Durchsetzung harzt

Das Abschlussdokument, die politische Erklärung, welche die Staaten an der Konferenz verabschiedet werden, soll die Bestimmungen der «Deklaration über die Rechte indigener Völker» durchsetzen, die 2007 von der UNO-Generalversammlung verabschiedet wurde. Diese Deklaration umfasst unter anderem das Selbstbestimmungsrecht indigener Völker und bildet für diese den Standard ihrer Rechte.

Als Vorbereitung der Konferenz hatten die indigenen Völker 2013 im norwegischen Alta ein Dokument verabschiedet,

das ihre wichtigsten Anliegen umfasst, darunter die Anerkennung ihrer Souveränität über ihr Land und ihre natürlichen Ressourcen. Dazu zählt für sie auch das Recht, sich gegen einen möglichen Rohstoffabbau zu entscheiden. Die Mapuche in Argentinien etwa beklagen, dass ihre Regierung, ohne sie zu konsultieren, internationalen Konzernen Mapuche-Land für Fracking zur Verfügung stellt.

Die UNO-Deklaration von 2007 gibt den Indigenen das Recht, ihr Land und ihre natürlichen Ressourcen selbst zu nutzen und zu kontrollieren, die nationale Umsetzung in den einzelnen Ländern harzt jedoch. Vorgesehen war, das Alta-Dokument der Abschlusserklärung der Weltkonferenz anzuhängen. Jetzt heisst es in der Erklärung jedoch nur, die Staaten nähmen von dem Dokument Kenntnis.

Ursprünglich beschloss die UNO-Generalversammlung, dass die indigenen Völker gleichwertig mit den Staaten über das Abschlussdokument verhandeln. Aber im letzten Februar entschied der Präsident des Gremiums, John Ashe, dass es zwei Vorbereitungsgruppen geben soll, eine für Staaten und eine für die Indigenen. Dahinter standen vor allem Russland, China, Indien, Indonesien, Malaysia und Südafrika, die offenbar Sezessionen befürchteten.

Aber auch Regierungen, welche die Rechte der Indigenen offiziell unterstützen, ändern ihre Haltung, sobald es sich etwa um die Kontrolle des Abbaus von Rohstoffen handelt. Beobachter gehen davon aus, dass die Länder um Russland und China auch von den vier Staaten Unterstützung erhielten, die gegen die UNO-Deklaration von 2007 gestimmt hatten: die USA, Kanada, Australien und Neuseeland.

Das erste Resultat der Konferenz ist die Tatsache, dass die indigenen Völker erst-

mals seit Jahrzehnten stark gespalten sind. Die nordamerikanischen indigenen Vertreter hielten Ashes Entscheid für inakzeptabel und zogen sich vom Verhandlungsprozess für die Weltkonferenz zurück. Als Ashe einige Wochen darauf eine partielle Teilnahme vorschlug, entschied ein Teil des nordamerikanischen Ausschusses, doch wieder an den Verhandlungen teilzunehmen. Dies spaltete diese regionale Gruppe.

Das offizielle Verhandlungsgremium der Indigenen, die Globale Koordinationsgruppe (GCG), schloss die Nordamerikaner zudem faktisch aus und informierte sie nicht mehr über die laufenden Verhandlungen. Als dritte Gruppe beteiligen sich auch Dissidenten der übrigen geografischen GCG-Ausschüsse nicht mehr an den Verhandlungen.

«Anstatt der Bewegung der indigenen Völker Schwung zu verleihen, ist die Konferenz zu einem Mittel der Spaltung geworden», meinte ein Beobachter. Für das Abschlussdokument der Konferenz wurden Vertreter der indigenen Völker zwar konsultiert. Von der definitiven Ausformulierung des Textes waren sie jedoch ausgeschlossen. «Wir konnten nur noch lobbyieren», sagte Kenneth Deer von den kanadischen Mohawk.

Pflicht der Zustimmung gestrichen

Die indigenen Vertreter befürchteten vor allem, dass die Regierungen versuchten, ihre Rechte im Abschlussdokument einzuschränken. Der Text bekräftigt diese nun zwar, oft wurden jedoch ursprüngliche Formulierungen abgeschwächt. Probleme hatten die Staaten etwa mit der erforderlichen Zustimmung der Indigenen zu Massnahmen, die diese betreffen. So konnten die USA, Russland und Brasilien die Streichung der Passage durchsetzen, die vorsah, «die Zustimmung der Indigenen einzuholen, bevor ein Projekt beschlossen wird, das deren Land und Ressourcen betrifft».

Andere Einschränkungen sind Formulierungen wie «sofern dies angemessen ist», was die Regierungen in die Position versetzt, darüber zu entscheiden, was angemessen sei. Das Dokument spricht sich aber auch dafür aus, den Status der Indigenen im UNO-System zu ändern. Das hatten unter anderem die USA gefordert.

Die indigenen Völker hoffen, in naher Zukunft einen Beobachterstatus in der UNO zu erhalten und dass die UNO-Deklaration von 2007 durch nationale Aktionspläne besser durchgesetzt wird. Die meisten indigenen Völker werden weiter in den Gremien der UNO aktiv bleiben und sich dafür einsetzen, dass nicht über ihre Köpfe hinweg entschieden wird. «Wer nicht am Tisch sitzt, ist auf dem Menü», meinte einer ihrer Vertreter.

tageswoche.ch/+y5dva

×

Kunsthalle Basel

Ein Festival für die Sinnsuche einer Institution

von Karen N. Gerig

Vor bald zehn Jahren räumte die dänische Künstlergruppe Superflex die Basler Kunsthalle leer. Sie sparte sich das Geld, das es braucht, um eine Ausstellung einzurichten, und liess jedem Besucher zwei Franken dafür geben, dass sie ihre «Supershow» besuchten. Im Gegenzug sollten die Besucher darüber nachdenken, welche Funktion eine Kunsthalle hat.

Der Zeitpunkt für die Schau war 2005 kein Zufall, die Kunsthalle präsentierte sich gerade frisch renoviert. Neuneinhalb Jahre später zeichnet sich wieder ein Wandel ab. Direktor Adam Szymczyk verlässt die Kunsthalle, seine Nachfolgerin Elena Filipovic kommt. Und auch Kurator Fabian Schöneich zieht es von Basel weg. Noch aber ist er da, und er zeichnet verantwortlich für das «Festival of the eleventh summer», das bis zum 16. November mit Performances, Screenings, Konzerten und Vorträgen Leben in die Kunsthalle bringt.

Mitmachen statt nur gucken

Während Superflex 2005 die Institution hinterfragten, widmet sich Schöneich hauptsächlich der Kunstvermittlung, rückt diese in den Fokus und hinterfragt die Bedeutung eines öffentlichen Programms, wie es Institutionen wie eine Kunsthalle verantworten sollen. Eine Ausstellung, wie man sie kennt, gibt es dabei nicht zu sehen.

Stattdessen geschieht dieses Ins-Zentrum-Rücken ganz konkret, indem die Abteilung der Kunstvermittlung ihr Büro in den Ausstellungstrakt verlegt. Für einmal organisieren sie keine Führungen, sondern machen ihr Arbeitsfeld selbst zum Thema. Die Besucher können zusehen, mitreden oder sich durch eine kleine Bibliothek wählen. Sie finden Material vor, mit dem sie selbst arbeiten können. Und es finden Workshops statt, wie sie normalerweise im Rahmenprogramm einer Ausstellung auch zu finden sind. Dieses Rahmenprogramm entfällt nun – beziehungsweise es stellt die Ausstellung selbst dar oder eben das Festival, wie Schöneich es nennt.

Konzerte und Performances füllen den ersten Raum zu bestimmten Zeiten, in einem zweiten Raum gibt es Videoscreenings und Vorträge. Nur im letzten Raum findet man dann doch noch eine kleine, klassische Ausstellung: René Pulfer, Künstler und ehemaliger Leiter des Instituts Kunst der HGK, zeigt einen Teil seiner Kollektion von Schallplatten, deren Cover von Künstlern gestaltet wurden. Vermitteln wird er das selber – in einem Vortrag.

tageswoche.ch/+lpz9v

x

Theater Basel

Ein Monster und das grosse Gefühlsepos

von Dominique Spirgi

Filmemacher Philipp Stözl inszeniert den Roman «Frankenstein» im Schauspielhaus des Theaters Basel. Und dieses Monstrum ist ganz einfach umwerfend: Äusserlich ist es eine gruselige Mischung aus riesenhaftem Knochenmann, Zombie und Maschinenmenschen, mit einem mächtigen haarlosen Totenschädel, langen knochigen Alien-Fingern und gewaltigen Krähfüssen. Und doch ist es ein Wesen, das trotz seiner Schauertaten, zu denen es getrieben wird, Mitgefühl auslöst und tiefgreifend berührt.

Vor allem aber ist es faszinierend zu erleben, wie lebendig sich dieses Monster, das von Marius Kob entworfen wurde, auf der Bühne bewegt. Die Kreatur ist eine Puppe. Geführt wird sie von drei Spielern (Christian Pfützte, Lisa Wilfert und Nina Maria Wyss), ihre Stimme erhält sie von Schauspielerin Cathrin Störmer. Und auch wenn die Puppenspieler stets sichtbar bleiben, auch wenn die Sprecherin auf einem Podest im Hintergrund immer präsent ist und mit der Zeit sogar auf die Spielfläche heruntersteigt, vergisst man rasch, dass es sich «nur» um eine Figur aus Metall, Stoff und irgendwelchen Füllmaterialien handelt.

Dieses auf grandiose Weise zum Leben erweckte Monstrum steht ganz klar im Zentrum der Inszenierung von Mary Shelleys Roman. Regisseur Philipp Stözl erzählt die romantische Schauergeschichte aus der Sicht des künstlich erschaffenen Wesens heraus. Die Zuschauer erleben die dramatisierte Autobiografie einer Kreatur, die schmerzlichst unter grosser Einsamkeit leidet, in die sie wegen ihrer furchterregenden Erscheinung getrieben wird. Die sich nach Liebe sehnt, aber abgestossen wird und sich deshalb zum grauenvollen Monstrum entwickelt.

Berausender Bilderbogen

Stözl verbirgt seine Herkunft als Filmregisseur keineswegs. Sein «Frankenstein» hat aber nichts mit den alten Horrorstreifen mit dem quadratschädelligen Boris Karloff zu tun. Es ist vielmehr ein wuchtiges Gefühlsepos nach Hollywoodmanier, ein berausender Bilderbogen mit üppigen historischen Kostümen (Kathi Maurer), mit viel Nebel, Lichteffekten und regem Szenewechsel.

Untermalt wird das Ganze wie im Kino mit atmosphärisch aufgeladener neoromantischer Musik, komponiert von Jan Dvořák und wunderbar gespielt von einem Cellistentrio mit Clara Rada Gomez, Mathilde Raemy und Moritz Benjamin Kolb.



Umwerfendes Monster. FOTO: JUDITH SCHLOSSER

Stözl, der über viel Erfahrung als Opernregisseur verfügt, bringt die Zaubertheatermaschinerie effektiv in Gang. Die Bühne (Heike Vollmer und Philipp Stözl) präsentiert sich als Menschenkäfing, der zu drei Seiten von Zuschauerreihen umgeben ist. Die von den ganz grossen Gefühlswalungen getriebenen Figuren gehören in einer Gegenwart, die von Understatement und Berechenbarkeit beherrscht wird, hinter Gitter. Das gilt vor allem für die beiden Hauptfiguren: das Monster und sein heillos in die Verzweiflung getriebener Schöpfer Viktor Frankenstein (David Berger), der zuweilen monströser wirkt als seine Kreatur.

Eine Aufführung ohne Hast

Stözl erzählt diese Geschichte in vielen wechselnden Bildern detailreich und ohne jegliche Hast: Der Abend ist für eine Schauspielproduktion ungewöhnlich lang, aber alles andere als langweilig. Der rauschhaft-düstere Bilderbogen, der frei ist von jeglicher Distanziertheit und Ironie, der sich ganz auf die Geschichte aus dem frühen 19. Jahrhundert konzentriert und auf explizite Gegenwartsbezüge verzichtet, zieht das Publikum in seinen Bann.

Dazu kommt ein herausragendes Ensemble, das sich voll und ganz auf dieses grosse Gefühlstheater einlässt und somit verhindert, vom faszinierenden Monster ganz an die Wand gespielt zu werden. Das Publikum zeigte nach über drei Stunden Spieldauer keinerlei Ermüdungserscheinungen und bedankte sich für das ungewöhnliche Theatererlebnis mit frenetischem Applaus, der in seiner Länge der Dauer des Abends angemessen war.

tageswoche.ch/+x8hzg

x

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Basel

Der «Internationale Tag des Friedens» der Vereinten Nationen bewegte letzten Sonntag auch in Basel Menschen durch die Stadt. Gemeinsam mit Demonstranten auf der ganzen Welt sagten sie Nein zu Russlands Ukraine-Politik.

ALEXANDER
PREOBJAJENSKI

**Mardschajun**

Fundstück an der blauen Linie: Libanesische Soldaten bergen Teile einer israelische Drohne. Laut israelischer Armee sei sie wegen eines technischen Defekts bei einem Routine-Aufklärungsflug im Grenzgebiet abgestürzt.

KARAMALLHA DAHER/
REUTERS

**Ahmedabad**

Mit Schnauz zu Spenden: Der Star der Spendenaktion «Movember» ist bereits gefunden. Ram Singh Chauhan's Oberlippenbart soll 5,4 Meter lang sein.

AMIT DAVE/REUTERS





Managua

In vielen Gebieten Lateinamerikas feiert ein normales Mädchen seinen 15. Geburtstag traditionell mit der «Quinceañera». In Nicaragua können Mädchen den Übergang vom Kind zur Frau auch feiern, wenn sie Krebs haben. Eine spezielle Hilfsorganisation macht's möglich.

OSWALDO RIVAS/
REUTERS



Saint-Maurice

Uralt ist alt Bundesrat Pascal Couchepin noch lange nicht. Wohl aber die Abtei, die er unter anderem mit Bundesrat Alain Berset im Wallis besuchte. Das älteste Kloster des Abendlandes feiert noch bis September 2015 seinen 1500. Geburtstag.

JEAN-CHRISTOPHE
BOTT/KEYSTONE



Sportdirektor Georg Heitz über den Saisonstart des FCB, Erwartungshaltungen an den neuen Trainer und den neuen Umgang zwischen Klub und Medien.

«Der Spagat ist nicht einfach»

Georg Heitz lässt sich die Laune nicht verderben, selbst wenn Medien einen «unappetitlichen Brei» anrühren.

FOTO: FRESHFOCUS



von Christoph Kieslich

Trotz Ausreissern nach unten findet Georg Heitz, 44, seit 2008 Sportchef des FCB den Saisonstart seines Vereins geglückt. Ein Gespräch über Erwartungshaltungen, den FCB als Opfer des eigenen Erfolgs, über Paulo Sousa und die «Mister»-Mentalität des Trainers sowie eine Einschätzung der Transferpolitik des Serienmeisters.

Georg Heitz, das erste Viertel in der Liga ist vorüber, wie fällt Ihr Fazit aus?

Neun Spiele, 21 Punkte – das hätten wir vorher vermutlich unterschrieben. Angesichts der Wechsel. Man redet viel über die Neuzugänge, aber wir haben Persönlichkeiten verloren, Yann Sommer und Valentin Stocker vor allem, von denen viele zu Recht das Gefühl hatten, dass sie kaum zu ersetzen sind. Und sie sind schwer zu ersetzen. Auch Mohamed Salah zähle ich dazu, unser Rekordtransfer, und dies zusammen mit dem Umstand, dass wir einen neuen Trainer haben, bewegt mich dazu zu sagen: 21 Punkte sind mehr als korrekt.

Aber es mangelt der Mannschaft an Konstanz.

Konstanz innerhalb der Spiele und spielübergreifend, die fehlt noch, das stimmt. Aber noch einmal: Dafür, dass wir zwei Ikonen und eine Rakete verloren haben, ist es kein so schlechter Start.

Wie haben Sie Paulo Sousa in den ersten drei Monaten der Zusammenarbeit kennengelernt?

Als detailversessen und impulsiv an der Seitenlinie. Er hat klare Vorstellungen und geht sehr systematisch vor. Die Infrastruktur, das ganze Set-up muss stimmen. Damit er sich auf das konzentrieren kann, was seine Aufgabe ist: die Taktik, People Management, das nächste Spiel. Und dabei ist er südländisch in seiner ganzen Art. In Südeuropa wird der Trainer «Mister» genannt, das sagt etwas über das Standing eines Trainers aus, und dies lebt er auch.

Was bedeutet denn ein «Mister» als Trainer des FCB in Ihren Augen?

Dazu gehört, dass man Respekt hat vor dem Trainer, dass er eine wichtige Rolle spielt. Im nördlichen Raum wird ein Trainer schnell zum Freiwild, das ist im Süden nicht unbedingt so. Was nicht davor bewahrt, dass man bei Erfolglosigkeit gehen muss...

Eben, der Eindruck ist doch, dass in Italien oder Spanien Trainer zuweilen gewechselt werden wie das Oberhemd.

Das will ich nicht leugnen, aber solange ein Trainer da ist, ist er einer der wichtigsten Angestellten des Clubs. Das probieren wir auch zu leben, versuchen, auf seine Wünsche einzugehen und andererseits unsere Philosophie beizubehalten. Es ist klar, dass ein FC Basel möglichst unabhängig sein muss von einem Trainer. Und trotzdem soll ein Trainer die Möglichkeit haben, seine Ideen einzubringen, seine Philosophie umzusetzen. Das ist ein Spagat, der manchmal nicht ganz einfach ist.

Welche Zugeständnisse macht man einem Cheftrainer?

Paulo Sousa hat klare Vorstellungen, was den professionellen Betrieb einer Profimannschaft anbelangt. Das fängt beim Staff an, geht über die medizinische Betreuung, die Spielfeldpflege vom Trainingsplatz bis zum Rasen im Stadion. Da versuchen wir, optimale Voraussetzungen zu schaffen, und das ist letztlich auch unser Job.

Und das unterscheidet sich gross von den Vorstellungen der Vorgänger, von Murat Yakin, Heiko Vogel oder Thorsten Fink?

Nein, das gleicht sich auffällig. Ich habe noch nie einen Trainer erlebt, der zufrieden gewesen wäre mit dem Zustand der Trainingsplätze. Zufriedenheit bedeutet für Trainer offenbar immer Rückschritt. Und sie wollen ungestört arbeiten. Das war bei den früheren Trainern schon so und ist auch jetzt wieder ein grosses Thema.

Paulo Sousa scheint ein sehr fordernder Trainer zu sein.

Das ist er, aber im positiven Sinne. Er verleiht uns dadurch auch neue Impulse.

«Fussball ist Unterhaltungsbusiness, dafür muss man Geld in die Hand nehmen.»

Nominell sind 21 Punkte aus dem ersten Quartal ein ausgezeichneter Wert. Nun sprechen wir unter dem Licht des knorzigen 3:1 gegen Vaduz, davor gab es eine Heimmiederlage gegen St. Gallen, die Niederlage bei GC und das Spiel in Madrid. Dazu kamen wichtige Siege, höchst intensive Spiele gegen den FCZ oder YB. Wo steht die Mannschaft tatsächlich?

Es war nicht jedes Spiel ein Spektakel, aber der Trainer probiert, sehr offensiv aufzustellen und offensiv zu wechseln. Bei Spielen, die wir gekehrt haben, wie in Thun, da hat er sehr mutig auf Sieg gewechselt. Es waren Spiele dabei, bei denen man auch reinlaufen kann. Paulo Sousas Credo ist, dass seine Mannschaft nach vorne spielt. Und angesichts der vielen neuen Leute, nicht nur auf, sondern auch neben dem Spielfeld, kann man unter dem Strich von einem geglückten Saisonstart sprechen.

Mit weniger Unentschieden als vergangene Saison.

Klar, sieben Siege geben mehr Punkte, aber wir haben auch zwei, drei Ausreisser nach unten gehabt und sind sicherlich noch nicht dort, wo der Trainer die Mannschaft sehen will – und wir auch.

Es gab nicht nur einen Trainerwechsel und Abgänge – der FCB hat auch noch nie so viel in neue Spieler investiert.

Wir haben ja auch noch nie so viel eingenommen, vor allem mit dem Salah-Verkauf im Januar. Wir können nicht zaubern, aber man kann auch nicht einen Spieler für zig Millionen verkaufen und das Gefühl haben,

nur einen Bruchteil davon zu investieren und gleich gut zu sein.

Deshalb hat der FCB ungefähr 20 Millionen Franken für neue Spieler ausgegeben.

Ich will die Summe nicht quantifizieren. Aber wir sind es dem Publikum schuldig, in die Mannschaft zu investieren. Ein Fussballclub ist nicht dafür da, am Ende des Tages möglichst viel Geld auf dem Konto zu haben. Es ist Unterhaltungsbusiness, die Leute wollen unterhalten werden, und dafür muss man hie und da auch viel Geld in die Hand nehmen.

Für Schweizer Verhältnisse hat der FCB für seine Transferoffensive unglaublich viel Geld locker gemacht.

Aber unter der Plus-Minus-Rechnung steht ein deutliches Plus bei den Transferereinnahmen. Bei einer Transferoffensive würde eher ein Minus stehen.

Das ist Ihre Interpretation.

Wir haben versucht, das Level zu halten. Paulo Sousa hat bei seinem Antritt von den Emotionen gesprochen, die er im Stadion erzeugen will. Jetzt sieht es so aus, als ob die Ausreisser nach unten die Leute mehr bewegen als die Siege.

Wir sind Opfer des eigenen Erfolgs. Fünf Mal Meister in Serie, internationale Erfolge – da reicht, so nehmen wir Verantwortliche es wahr, gewinnen allein nicht mehr. Es soll auch noch möglichst spektakulär sein. Wir sind immer noch ein Club, der gemessen an den Löhnen bei Weitem nicht in der oberen Liga Europas spielt. Und trotzdem wird von uns erwartet, dass wir europäisch mithalten. Das ist nicht ganz einfach zu erfüllen.

War das Spiel bei Real Madrid so ein Beispiel dafür? Da hat man aus einer momentanen Schwäche Reals umgehend abgeleitet, der FC Basel könne im Bernabeu etwas holen. Und dann hat sich Real just an diesem Abend besonnen – und den FCB auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt.

Auch im Fussballmarkt gibt es eine Logik. Es gibt einen Grund, warum der eine Spieler 100 Millionen kostet und der andere zwei Millionen. In der Regel ist der für 100 Millionen einfach besser. Wenn wir Real schlagen wollen, müssen sie einen miserablen Tag und wir einen optimalen Tag erwischen. Das ist die Realität.

Und Paulo Sousa hat die Mannschaft aus nachvollziehbaren Gründen noch nicht so weit, dass er bereits einen aussergewöhnlichen Tag aus ihr herauskitzeln kann?

So etwas ist doch nur möglich, wenn wir mit dem ersten Angriff das 1:0 machen, der Gegner nervös wird, das Publikum auch – das wäre eine Konstellation. Aber wir fangen mit einem Eigentor an, einem abgefälschten Schuss, Schärs Ball geht an den Pfosten und Benzemas ins Dreieck. Das ist alles andere als optimal, und für uns muss es dann schon optimal laufen, wenn wir mit Real mithalten wollen. Man muss manchmal mit der Erwartungshaltung aufpassen.

aob

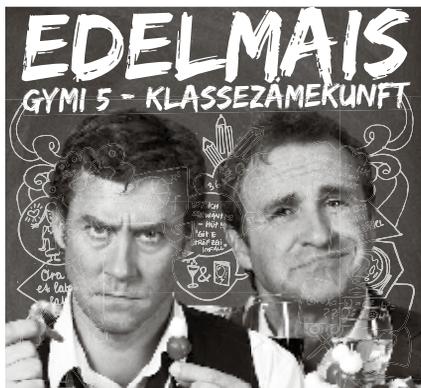
Akademisches Orchester Basel

GIOCOSO

27. Sep., 20 h: Martinskirche Basel

E. Grieg: Peer Gynt-Suite Nr. 1
J. S. Bach: Konzert BWV 1052 d-moll
G. Bizet: L'Arlésienne-Suite Nr. 1 & 2

Manuel Leuenberger, Marimba
Lena-Lisa Wüstendörfer, Leitung
 Karten: kulturticket.ch / Abendkasse 19 h



DO. 27.11.2014

MUTTENZ MITTENZA

PRÄSENTIERT VON: **SAMSUNG**

WWW.STARTTICKET.CH
 0900 325 325 (CHF 1.19/MIN AB FESTNETZ),
 POST ODER ALLEN STARTTICKET WK-STELLEN

BILDUNGSZENTRUM kvBL
 Reinach. Muttenz. Liestal.

Alleskönner gesucht.

Sie können viel, aber wollen mehr. Beweisen Sie Ihre Fähigkeiten. Einfach und praxisnah mit dem Zertifikat Fachfrau/Fachmann KMU.

Mehr auf

WWW
bildungszentrumkvbl.ch/alleskoenner

Bildungszentrum. Aufwärts, bitte.



Tages Woche

Kundencenter Basel Mitte

Hz FÜR ALLE OHREN

Es ist nie zu früh, auf sein Gehör zu hören. Eine persönliche Beratung mit kostenlosem Hörtest bei der HZ zeigt auf, was Sie für Ihre Ohren tun können. Rufen Sie uns an für einen Termin.

Hörmittelzentrale Nordwestschweiz – für alle Ohren
 Tel. 061 269 89 89 info@hz-hoeren.ch www.hz-hoeren.ch

THEATER
 im Teufelhof Basel

ZU ZWEIT

«UMTAUSCH AUSGESCHLOSSEN!»

2. BIS 4. OKTOBER
 (DO - SA)
 20.30 UHR

Deutsch WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH

THEATER
 im Teufelhof Basel

RENÉ SYDOW

«GEDANKEN! LOS!»

MONTAG,
 29. SEPTEMBER,
 20.30 UHR

Deutsch WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
 Neue Medien Basel AG, Tel. 061 561 61 50
 Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30-12 und 13-17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

Und was rechnet sich der Sportchef für das erste Heimspiel nächste Woche gegen Liverpool aus?

Auch da muss aus unserer Sicht alles passen. Liverpool hat über 100 Millionen in neue Spieler investiert...

...also fünf Mal so viel wie der FCB...

(lacht) Dagegen sind unsere Transfers relativ bescheiden. Liverpool kommt aus einer Liga, die einen höheren Rhythmus als die Super League hat. Aber: Ich bin überzeugt, dass wir in der Lage sind, einen solchen Gegner zu schlagen.

Apropos Neuzugänge: Fangen wir mal hinten an – Tomas Vaclik hat sich gut eingefügt als Nachfolger von Yann Sommer, oder?

Er macht es sogar sehr gut. Es war das alerschwierigste Erbe bei uns, Yann Sommer zu ersetzen, der einer der Top-Goalies in Europa ist. Vaclik macht es gut mit den Füßen, im Eins-gegen-Eins, er hat ein riesiges Potenzial und wird sich noch weiter steigern.

Derlis Gonzalez hat schon ein paar gute Spiele gehabt – mal vom Vaduz-Match abgesehen.

Er ist 20 Jahre alt – das darf man nicht vergessen. Es haben auch schon ältere Spieler nicht so gute Tage gehabt. Insgesamt macht er es sehr gut. Er ist ein Spektakelspieler, einer fürs Publikum. Er kombiniert Technik mit Einsatz und schafft viel auf dem Platz. Aber er muss sich weiterentwickeln, auch sein Ziel muss es sein, eines Tages in einer grösseren Liga zu spielen. Und dafür braucht es über eine längere Zeit Konstanz in den Leistungen.

Gilt das ähnlich auch für Yoichiro Kakitani?

Es ist sicherlich schwieriger, aus seiner Kultur in die Schweiz zu kommen. Schwieriger als für Südamerikaner etwa. Und auch die brauchen eine gewisse Anlaufzeit – Derlis mal ausgenommen...

...der sicher von der südamerikanischen Anbindung im Team profitiert.

Das ist einfacher, schon sprachlich. Aber Kakitani hat ein enormes Potenzial. Wenn er noch mehr Bindung zur Mannschaft findet, wenn er den Rhythmus und das Physische des Fussballs in Europa annimmt, wird das Publikum noch grosse Freude an ihm haben. Er ist ein Spieler, der in jedem Moment zu etwas Aussergewöhnlichem fähig ist. Er kam gegen Vaduz übri-gens nicht zum Einsatz, weil er sich einen Weisheitszahn operieren lassen musste.

Luca Zuffi hat sich nahtlos eingefügt.

Klar, er ist der Sohn des Vaters: einer der mit beiden Füßen auf dem Boden steht. Er hat sehr viele Eigenschaften, offensiver wie defensiver Natur, die ihm helfen, und er hat schon eine stolze Statistik mit drei Toren und drei Assists. Ein Spieler, der oft unterschätzt worden ist und der sehr wertvoll sein kann.

Zu Walter Samuel und Shkelzen Gashi: Warum spielt der eine in Madrid, der andere, Topscorer des Teams bis dahin, bleibt dagegen auf der Bank?

Diese Frage müssen Sie dem Trainer stellen. Ich glaube, dass Walter Samuel bei



Heitz und der FCB wollen sich nicht vom Trainer abhängig machen.

FOTO: FRESHFOCUS

Weitem nicht so schlecht war, wie er gemacht wurde in gewissen Medien. Aber das hatte auch gewisse politische Gründe. Für Shkelzen hat es mir leid getan, weil er nicht nur auf dem Platz wichtig ist für uns, sondern auch daneben. Er ist ein herzlicher Typ, der in der Mannschaft sehr hoch angesehen ist. Aber: Wir haben nun mal ein Kader, wo es in jedem Match Härtefälle gibt. Ich möchte das Training nicht leiten, denn ich hätte immer das Gefühl, dass es jeder verdient hätte, zu spielen.

«Wir haben ein Kader, wo es Härtefälle in jedem Spiel gibt. Ich möchte das Training nicht leiten.»

Überlaufen wurden in Madrid schon andere Verteidiger, bei Walter Samuel fiel aber auf, wie schnell er zu Boden geht, sprich: das Tackling sucht. Und sich somit, wenn er den Ball nicht bekommt, aus der Situation rausnimmt.

Das ist Ihre Einschätzung. Er ist sicher noch nicht auf seinem Topniveau, aber ich fand, dass er nicht schlechter als andere Spieler war.

Herr Heitz, jetzt ist der FCB so gut wie lange nicht mehr aus den Startblöcken gekommen, und dennoch herrscht nicht eitel Sonnenschein.

Das hat vor allem einen banalen Grund und ist die sogenannte neue Medienpolitik des FC Basel, die fälschlicherweise alleine dem Trainer zugeschrieben wird. Da hat sich etwas aufgestaut und da haben einige Medien auf den erstbesten Moment gewartet, und der ist offenbar in der Kombination des GC-Spiels mit Madrid gekommen.

Ist das nicht ein bisschen konstruiert?

Da wurde gezielt draufgehauen.

Und was leiten Sie daraus ab?

Wie wenig Toleranz man zeigt, wie wenig Zeit man einem Trainer gibt und wie verschlossen einige Journalisten offenbar sind gegenüber jemandem, der Vorstellungen hat, die man hier nicht gewöhnt ist...

...Sie meinen geschlossene Trainings, die Medienarbeit mit den Spielern und dem Trainer selbst.

Geschlossene Trainings sind im Ausland zum Teil Standard. Da ist es normal, und bei uns wird das nicht akzeptiert. Von uns wird verlangt, eine Medienpolitik zu betreiben wie der – jetzt muss ich aufpassen – ich sage mal: wie der FC Olten. Und gleichzeitig sollen wir aber Real Madrid schlagen. Das ist ein Spagat, der nicht geht. Es gibt immer Kritik, die berechtigt ist, der Fussball ist zudem ein Paradies, um Hypothesen aufzustellen. Davon lebt dieser Sport auch, von den Diskussionen um Aufstellungen oder eben Nicht-Aufstellungen. Was mich aber stört, ist, wenn alles durcheinandergemischt wird, wenn Moralismus, persönliche Eitelkeiten und Falschmeldungen zu einem unappetitlichen Brei vermanscht werden. Natürlich darf man behaupten, diese oder jene Disposition war falsch; wenn aber die Motivation für diese These einzig ist, dass man als Journalist nicht mehr jederzeit einen Spieler anrufen und telefonisch interviewen darf oder dass man die Trainings nicht besuchen darf, dann gibt mir das schon zu denken.

Und was wünschen Sie sich für das zweite Quartal?

Eine ähnliche Punktausbeute wäre nicht so schlecht. Dann wäre sicher nicht alles falsch gewesen. Ich wünsche mir viele Momente, wie wir sie etwa in der ersten halben Stunde in Thun hatten. Die Dominanz, wie wir sie in einzelnen Spielen gehabt haben. Aber Punkte müssen am Ende auch heraus schauen.

tageswoche.ch/+mwymq

×

Die Autoindustrie rüstet technologisch auf. Das soll den Fahrern helfen, doch es liefert Herstellern auch Kundendaten.

Die digitale Nanny fährt mit

von Adrian Lobe

Die digitale Aufrüstung der Automobilindustrie ist in vollem Gange. Doch mit dieser Technologie erhalten die Autohersteller auch heikle Daten ihrer Kunden.

Man hat sich ja schon ein wenig an die Bevormundung im Auto gewöhnt. Das nervtötende Fiepen ermahnt den Fahrer, sich anzuschallen, das Licht anzumachen oder die Handbremse zu lösen.

Das ist noch harmlos. Immer mehr Wagen verfügen über einen Event Data Recorder (EDR), eine Art Fahrtenschreiber. Er zeichnet Aufprallbeschleunigung, Gurtschlosszustände sowie Sitzpositionen auf und setzt bei einem Unfall einen Notruf ab.

Fahrzeugversicherungen bieten sogenannte Telematik-Tarife an. Wer sich verpflichtet, einen Schreiber in sein Fahrzeug einbauen zu lassen, bekommt eine günstigere Prämie. So hat die auf Autoversicherungen spezialisierte deutsche Sparkassen-Tochter S-Direkt seit diesem Jahr einen entsprechenden Telematik-Tarif im Portfolio. Und die Schweizer Axa bewirbt neuerdings ein Angebot namens Drive Recorder, mit dem Junglenker bis 25 Jahre durch sicheres Fahrverhalten ihre Versicherungskosten reduzieren können. Wer sich überwachen lässt, spart Geld.

Autobauer trauen den Fahrern nicht mehr zu, allein zu entscheiden, ob sie eine Pause brauchen.

Die Diskussion um Telematik ist noch nicht einmal im Ansatz geführt, da könnte eine neue Innovation die Gemüter erhitzen: Der amerikanische Autobauer General Motors testet derzeit eine Technologie, die die Augenbewegungen des Fahrers analy-

siert. Wie die «Financial Times» berichtet, hat der Autobauer eine Kooperation mit dem australischen Start-up Seeing Machines geschlossen.

Das Unternehmen produziert Gadgets, mit denen die Augen- und Rotationsbewegungen des Fahrers analysiert werden. Die Technik wird bereits bei Trucks eingesetzt, um die Müdigkeit von Fahrern frühzeitig zu erkennen. Algorithmen errechnen, wohin der Fahrer schaut. Das Ziel ist klar: Ablenkung minimieren, Sicherheit erhöhen, Unfälle vermeiden.

«Mach Pause», sagt der Computer

Das Assistenzsystem Attention Assist von Daimler fordert den Fahrer bei Ermüdungserscheinungen auf, eine Pause zu machen. Der «Aufmerksamkeitsassistent» beobachtet das Fahrverhalten des Autolenkers und erstellt auf Grundlage von Sensordaten ein individuelles Verhaltensmuster.

Lexus verwendet in seinen Autos ein System namens Driver Monitor, das mit einer Kamera die Lidbewegungen des Fahrers analysiert, um festzustellen, ob er übermüdet ist oder zur Seite blickt.

Das Auto wird zum fürsorglichen Kindermädchen. Das mag einem noblen Zweck dienen. Doch dahinter steckt das diffuse Gefühl, beobachtet zu werden. Der Technik liegt ein krudes Menschenbild zugrunde: Die Autobauer trauen dem mündigen Fahrer offensichtlich nicht mehr zu, allein zu entscheiden, ob er eine Pause einlegt oder nicht.

«Die Technologie wirft eine Reihe alarmierender Fragen auf», erklärt Andrew Blumberg, Mathematikprofessor an der University of Austin. «Wenn nur ein Licht aufblinkt – Sie sind müde, machen Sie eine Pause! – ist das eine Sache. Wenn aber Autohersteller wie General Motors Zugriff auf die Daten haben, dann können diese an Dritte weitergegeben werden, etwa an die Polizei oder Versicherungen.» So



Wurde Michael Knight dank K.I.T.T. noch zum

könnte das Auto unter Umständen der Polizei melden, dass der Fahrer unter Alkoholeinfluss steht – denn das ist an den Pupillen zu erkennen.

Krankenkassen könnten massgeschneiderte Policen und Premiumtarife anbieten – je nachdem, wie oft der Fahrer müde fährt. Bei einem Unfall liessen sich zudem Haftungsfragen klären, was juristisch heikel ist. Denn solche Informationen dürfen vor Gericht normalerweise nicht verwendet werden (ähnlich wie bei Dash Cams, die heutzutage manche Autofahrer an der Frontscheibe installieren).

Mehr Programmcode als im Handy

Das Problem an der Technik ist, dass sie qualitativ ganz andere Informationen preisgibt. Im Gegensatz zu GPS-Daten handelt es sich bei Video-Aufzeichnungen



legendären Verbrecherjäger, überwacht die echte Technologie den Fahrer, damit er nicht selbst zum Verkehrssünder wird.

um biometrische Daten. Jede Pupille ist anders und kann einer bestimmten Person zugeordnet werden. Der Fahrer könnte später bei einer Versammlung identifiziert werden.

«Es gibt eine Menge potenzieller Missbrauchsmöglichkeiten», sagt Datenschutzexperte Blumenberg. General Motors betont, dass die Daten selbstverständlich anonymisiert würden. Aber wer kann das schon kontrollieren?

Früher war das Auto ein Fortbewegungsmittel, das einen von A nach B brachte – viel Mechanik, wenig Elektronik. Heute sind Autos mit GPS, Internetverbindung, Datenspeichern und Kameras ausgestattet.

Ob man seine Kinder zur Schule fährt, wann man zum Arzt geht oder wo man am Wochenende einen Ausflug unternimmt –

all das könnte bald in den Zentralen der Automobilkonzerne landen.

Ein Auto bietet viel Angriffsfläche, denn ein Fahrzeug zu hacken, ist ein Kinderspiel.

Datenschützer schlagen Alarm. In einem modernen Auto sind 100 Millionen Zeilen Programmiercode verbaut. Zum Vergleich: Das Smartphone-Betriebssystem Android kommt auf zwölf Millionen Zeilen. Das Auto bietet deutlich mehr Angriffsfläche. Ein Fahrzeug zu hacken, ist ein Kinderspiel.

Der Schweizer Jurist Sylvain Métille von der Anwaltssozietät BCCC, der sich auf Datenschutzrecht und Cyberkriminalität spezialisiert hat, fordert mehr Transparenz im Umgang mit sensiblen Daten. Auf Anfrage sagt er: «Dem Fahrer müssen eindeutige Informationen über die gesammelten Daten, ihren Zweck und mögliche Weiterverwendung gegeben werden. Der Fahrer sollte die Möglichkeit haben, diese Geräte abzuschalten. Mit Respekt auf die Verhältnismässigkeit muss die Menge der verarbeiteten Daten begrenzt sein.»

Allein, der Datenhunger der Automobilindustrie ist beträchtlich gewachsen. Hinter den wohlwollenden Ratschlägen am Steuer stecken knallharte kommerzielle Interessen.

tageswoche.ch/+trpp7

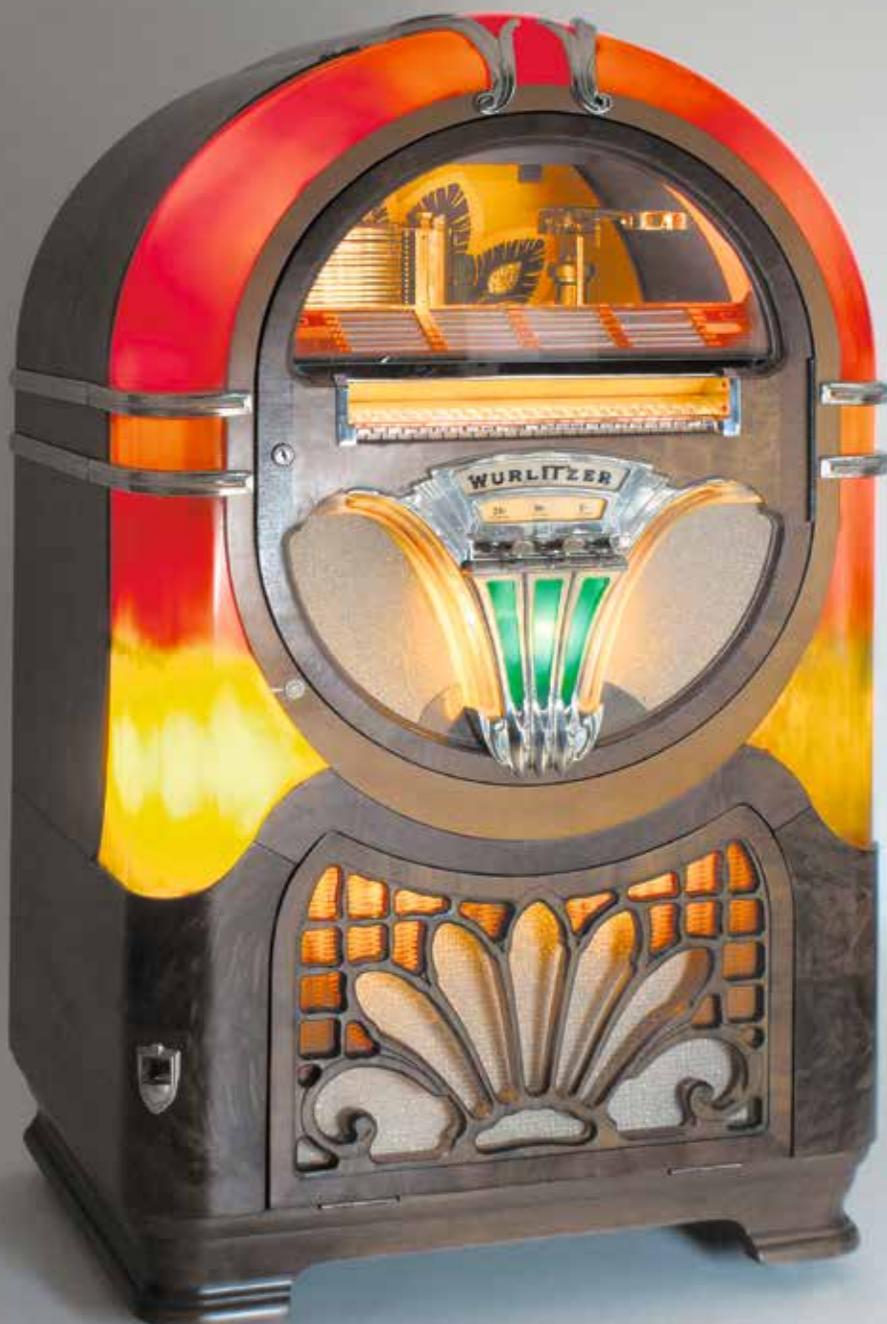
×

Von Rock-Ola bis Wurlitzer: Im Museum für Musikautomaten in Seewen wird die Geschichte der Jukeboxes aufgerollt.

Automaten mit Herz und Seele

Ein Schmuckstück für Aug und Ohr: der Wurlitzer.

FOTO: ZVG



von Marc Krebs

I knew he must have been about seventeen
Big and so strong
Playin' my favorite song
Playin' my favorite song

An' I could tell it wouldn't be long
Till he was with me, yeah me
An' I could tell it wouldn't be long
Till he was with me, yeah me, singin'

I love rock 'n' roll
So put another dime in the jukebox, baby
I love rock 'n' roll
So come an' take your time an' dance
with me

1980 veröffentlichte die US-amerikanische Sängerin Joan Jett die Liebeserklärung «I love Rock 'n' Roll». Ein Welthit, der eine Hommage enthielt. Denn im Liedtext huldigt sie nicht nur dem Rock 'n' Roll, sondern auch einem wichtigen Transportmittel dieser Musik: der Jukebox. Jener Maschine, die damals den Soundtrack zu Balztänzen lieferte.

Wie aufregend das doch war, als Teenager: Man traf sich am frühen Abend mit Freunden im Pub oder Jugendzentrum. Man hielt sich zurück bei den Getränken, um Einfränkler zu sparen, die man dann für Songs einsetzen wollte.

Jetzt dann, jetzt würde er dann vom Roboterarm gegriffen und auf den Plattenteller gelegt: Unser Song! Unsere Hymne!

Hatte man mit einer Tastenkombination ein Lied gewählt, schlenderte man so lässig wie möglich zum Tisch seiner Kumpels zurück. Schliesslich galt es, so souverän zu wirken wie die Jukebox selber, die da an einer Wand stand und meist mit einem Flipperkasten um die Wette leuchtete. Cool eben.

Innerlich aber platzte man fast vor Freude. Jetzt dann, jetzt würde er dann von einem Roboterarm herausgegriffen und auf den Plattenteller gelegt: Unser Song! Unsere Hymne! Nur noch die Luftgitarre umhängen, und dann konnte man in bester Feierlaune mitjohlen.

Schweizer Präzisionsarbeit

Heute sind Jukeboxen, wie wir sie kennen, museumsreif. Die Vinyl-Single, dieser kleine Teller, der auf beiden Seiten einen Song enthält, trifft man fast nur noch auf Flohmärkten an. Die Digitalisierung hat ihre Produktion beinahe versiegen lassen. Und auch wenn es heute noch Jukeboxes gibt, die CDs abspielen oder direkt ans Internet angeschlossen sind: Ihre Blütezeit ging 1974 zu Ende, als die Firma Wurlitzer nach 750000 ausgelieferten Geräten ihre

Produktion einstellte. In den Discos liessen DJs die Platten rotieren, was die Jukebox alt aussehen liess.

Wie sehr diese Museumsstücke aber heute noch faszinieren, kann man im solothurnischen Seewen erfahren. Im Museum für Musikautomaten, das dem Bundesamt für Kultur unterstellt ist, wird derzeit «The Golden Age of the Jukebox» beleuchtet. Museumsdirektor Christoph Hänggi hat die Sonderausstellung mit Liebe um Detail kuratiert: So präsentiert er nicht nur zahlreiche hinreissende Jukeboxes aus der goldenen Ära, den 1950er- bis 1970er-Jahren, sondern zeigt auch deren Vorfahren.

Lange bevor amerikanische Firmen wie Wurlitzer, Rock-Ola, Seeburg oder Ami den Weltmarkt mit Jukeboxes eindeckten, gab es bereits zahlungspflichtige Musikmaschinen. So stellte die John Gabel Company bereits 1906 ihren «Automatic Entertainer» vor, einen Automaten, der gegen Münzeinwurf zwölf verschiedene Schellackplatten spielen konnte.

Die Jukebox erobert die Welt

Im gleichen Jahr werden Schweizer Grammophone mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. In Sainte-Croix, einem Dorf im Waadtländer Jura, setzen mehrere Betriebe – darunter die Firma Thorens – auf die Herstellung von Abspielgeräten für Musik. Die mechanische Präzision, die auch die Schweizer Uhrenindustrie auszeichnete, führte zu erstklassigen Phonographen und Grammophonen. Diese Geräte finden nicht nur den Weg in die Haushalte von Gutbetuchten, sondern auch in Hotels und Restaurants, wo man sich für eine Münze Enrico Caruso anhören kann.

Doch der grosse Durchbruch der Jukebox wird nicht von Arien begleitet, sondern vom Jazz. 1946 stellt die amerikanische Wurlitzer Company ihr Modell «1015» vor, ein Gerät, das durch seine Bogenform und aufsteigende Gasblasen auffällt. Ein Hingucker. Wer hats erfunden? Ein Schweizer, wie wir von Christoph Hänggi erfahren.

Der Möbeldesigner Paul Fuller wurde 1934 von der Wurlitzer Company angestellt. Er entwirft die farbenprächtigen Möbel im Art-déco-Stil, die mit dem Big-Band-Sound von Glenn Miller und Co. gefittet werden. Zu dieser Zeit setzte sich der Begriff Jukebox durch. Er stammt aus dem Süden der USA, leitet sich von «to jook» ab, was man mit Feiern und Tanzen gleichsetzen kann. Wo eine Jukebox steht, steigt eine Party.

Allgegenwärtig werden die Geräte schliesslich Mitte der 50er-Jahre, mit dem Durchbruch von Elvis Presley und dem Anbruch des Rock 'n' Roll-Zeitalters. Die in Deutschland stationierten US-Soldaten machen die Jukeboxes auch in Europa populär, das Rockfieber greift auf den Kontinent über. Und während der Schweizer Rundfunk die fremdartigen Sounds noch ignoriert und die ältere Generation abschätzig von Negermusik spricht, versammelt sich die Jugend in den Kneipen, um die neusten Hits aus den USA zu hören und dazu zu tanzen.

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero

Rheingasse 13

Schmaler Wurf

Rheingasse 10

SantaPasta

Rheingasse 47

SantaPasta

St. Johanns-Vorstadt

Mercedes Caffè

Schneidergasse 28

Jonny Parker

St. Johanns-Parkweg

Café Frühling

Klybeckstrasse 69

Valentino's Place

Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre

Klybeckstrasse 1b

KaBar

Kasernenareal

Volkshaus

Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne

Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger

Unterer Rheinweg

Flora Buvette

Unterer Rheinweg

Okay Art Café

Schützenmatstrasse 11

Hallo

Centralbahnstrasse 14

Haltestelle

Gempenstrasse 5

5 Signori

Güterstrasse 183

eopso

Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte

Gerbergasse 30

kult kino atelier

Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen

Elisabethenstrasse 14

Theater-Restaurant

Elisabethenstrasse 16

tibits

Stänzlergasse 4

Campari Bar

Steinenberg 7

Ca'puccino

Falknerstrasse 24

Café del mundo

Güterstrasse 158

Café St. Johann

Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel

Güterstrasse 211

Da Graziella AG

Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar

Leonardsgraben 2

Confiserie Besche

Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli GmbH

Güterstrasse 138

Nooch

St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot

Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini

Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center

Gewerbestrasse 30, Allschwil

Jêle Café

Mühlhauserstrasse 129

Bio Bistro Bacio

St. Johanns-Vorstadt 70

Da Francesca

Mörsbergerstrasse 2

Pan e più

Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG

Barfisserplatz 6

Lo Baca

Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle

St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum

St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum

St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten

Museum Basel

Steinenvorstadt 1

Bar Cafferteria Amici miei

Azzarito & Co.

Allschwilerstrasse 99

Auch in der Schweiz versuchten sich einige Tüftler an den Maschinen. 1954 etwa kam das Jukebox-Modell «Chantal» auf den Markt, in Murten hergestellt. Doch gegen die amerikanische Vorherrschaft von Wurlitzer und Co. war nicht anzukommen.

«Der grosse Unterschied, die Innovation, welche die Jukebox mit sich brachte, war die Möglichkeit, Lieder abzuspielen, die Stimmen enthielten», erklärt Hänggi. Die mechanischen Automaten aus der Jahrhundertwende, diese Monsterdinge, die man auf Jahrmärkten antraf, waren zwar innen mit echten Instrumenten ausgestattet. Doch konnten sie keine Gesänge speichern.

Per Jukebox in die Gegenwart

Mit der Sonderausstellung demonstriert das Museum in Seewen, bisher bekannt für seine Sammlung von – beispielsweise – 100-jährigen Musikdosen, die Erweiterung seiner Sammlung. In den letzten Jahren hat Hänggi zahlreiche Jukeboxes angekauft, «ganz bewusst, um das Museum mit diesen Exponaten näher an die Gegenwart heranzuführen», wie er sagt. Denn oft stelle er fest, dass die Leute an Jukeboxes denken, wenn sie erfahren, dass es ein Museum für Musikautomaten gebe. Diese Erwartung wird jetzt erstmals in grossem Mass erfüllt und ein Stück Zeitgeschichte präsentiert, das viele Erinnerungen weckt.

Und einen en passant auch immer wieder staunen lässt: So erfährt man etwa, dass die US-Firma Rock-Ola eine Maschine auf den Markt brachte, die weit mehr Songwünsche erfüllte, als sie Platten fasste. Wie das ging? «In einem Nebenraum lagerten Hunderte von Platten», erklärt Christoph Hänggi. Wurde ein Lied gewählt, zupfte eine Angestellte die entsprechende Platte heraus und fütterte die Maschine damit.

Musik on Demand quasi, Jahrzehnte bevor dieser Begriff überhaupt allgegenwärtig war. Die Generation iTunes kann sich diesen Aufwand gar nicht mehr vorstellen. Aber erahnen, beim Besuch dieser aufschlussreichen Sonderausstellung in Seewen.

tageswoche.ch/+Oc7vs ×

Die Sonderausstellung «The Golden Age of the Jukebox» im Museum für Musikautomaten, Seewen. Bis 30. August 2015.

Online



Beat und Iris Lang aus Muttenz haben vor 20 Jahren den Jukebox Club Schweiz gegründet. Ein Porträt des Sammlerpaars gibts online: tageswoche.ch/+1dhap



Genug vom Sound des Nachbartischs? Für 50 Rappen extra kann man die eigenen Songs

Friends Bar

Die Jukebox von heute hängt am Internet und lässt sich raffiniert programmieren.

Die berüchtigste Jukebox der Stadt Basel

von Marc Krebs

Sie hat mehr Wähler als Eric Weber. Und ein grösseres Repertoire als jeder DJ in den umliegenden Clubs. Sie ist das ultimative Objekt der Begierde in Nächten wie diesen: Die Jukebox in der Basler Friends Bar. Hier, gleich neben der Lady Bar, landet man in späten Stunden, wenn der Geist umnebelt, das Bein müde, die Stadt ansonsten tot, aber eine falsche Hoffnung existiert ist, dass es noch irgendetwas zu erleben gäbe. Und sei es auch nur der Wettkampf am Töggelikasten, im Dart oder an der Jukebox.

Es kann vorkommen, dass der Betrieb in der Friends Bar, diesem Sammelbecken für gestrandete Nachtschwärmer, einem Wettbewerb gleicht. Denn hier hängt eine Musikbox an der Wand, die mit jeder fortgeschrittenen Stunde begehrt wird.

Nicht genug, dass man aus einer Million Songs auswählen kann – die Maschine ist mit dem Internet verbunden. Nein, wenn man sein Lied gewählt hat, aber keine Lust, 20 Minuten zu warten, bis der Wunschsong an der Reihe ist, dann kann man gegen einen Zusatzbetrag vorwählen. Sprich:



vordrängeln lassen. FOTO: AMIR MUSTEDANAGIĆ

die Betreiber, wie Cengiz erklärt: «Diesen Betrag müssen wir für die Lizenzgebühren verlangen.»

Wie raffiniert die modernen Jukeboxes sind, zeigt sich bei den Einstellungsmöglichkeiten. «Es gibt zum Beispiel Bars, die möchten keine Titel von den Böhsen Onkelz – das kann ich so programmieren», erzählt Cengiz. «Auch könnte ich ganze Stile blockieren, zum Beispiel Ländlermusik, wenn das der Barbetreiber wünscht.» Im Fall der Friends Bar ist so ziemlich alles erlaubt. Entsprechend berüchtigt ist diese Jukebox, wo Blümchen und Scooter auf Rage Against the Machine und System of a Down treffen.

Wie eklektisch die Songauswahl ist, zeigt der Blick auf die meistgewählten Titel im aktuellen Monat: Auf Platz 1 ist «Anaconda» von Nicki Minaj. «Wegen dem Videoclip», vermutet Barbetreiber Catar.

Auf Platz 2 der Friends-Bar-Charts im September: «Boombastic» von Shaggy, gefolgt von zwei weiteren karibisch angehauchten Popsongs aus den 90er-Jahren: «Informer» von Snow und «No Coke» von Dr. Alban. Mit Alt-J («Breezblocks») und Lykke Li («I Follow Rivers») belegen dann wiederum zwei aktuellere Songs die Plätze 5 und 6.

Ladenhüter als Animatoren

Und was ist, wenn Flaute herrscht, wenn niemand Geld für Wunschtitel ausgeben will? Dann spielt das Gerät selber welche ab. Aber auch das kann der Installateur finetunen, das Gerät so einstellen, dass es mehrheitlich Songs spielt, die von den Gästen nie gewünscht werden. Also spielt die Maschine Lieder an, die nicht wirklich beliebt sind. «So könnte man die Leute dazu animieren, eigene Musik zu wählen», sagt Cengiz. Ganz schön clever, auf diese Weise den Umsatz stabil zu halten.

Und wie ist denn dieser Umsatz in der Friends Bar verglichen mit anderen Bars? Täuscht unser Eindruck oder ist die Jukebox hier eine der beliebtesten in der ganzen Stadt – allenfalls gemeinsam mit jener in der Bronx-Bar Excalibar und im «Don't Worry Be Happy» auf Grossbasler Seite?

Er könne das nicht beurteilen, da es mehrere Jukebox-Aufsteller in der Region gebe und daher keine Vergleichszahlen. Aber es gebe Lokale, in denen klar mehr Geld für Musikwünsche ausgegeben wird: im Milieu. In den Kontaktbars vertreiben sich die Damen ihre Langeweile und füttern die Automaten gerne mit Einfränkern, bis sie selber wieder Umsatz machen.

Mittlerweile gibt es übrigens auch die Möglichkeit, gratis Songs zu wählen, und zwar in der «Schluggstube», wie die Friends Bar ebenfalls eine wunderbare Kuriosität im Basler Nachtleben. Hier kann man sich als Gast über sein iPhone und das WLAN mit der Mediathek verbinden und Songs aus dem iTunes-Sortiment auswählen. Gratis. Wenn das Schule macht, dann dürften auch die letzten kostenpflichtigen Jukeboxes aus dem Stadtbild verschwinden...

tageswoche.ch/+4ijxl

KULTUR FLASH

Lyrik

Tag der Poesie

Als 1979 der erste «Tag der Poesie» stattfand, schrieb Matthyas Jenny in seinem Ankündigungsschreiben, dass die Poesie eine «Gegenmacht» zur Werbeflut im beginnenden Zeitalter der Elektronik sein sollte. Dichterinnen und Dichter wurden aufgefordert, Gedichte zu schreiben und sie in ihren Städten zu verteilen. Seit 2012 findet der «Tag der Poesie» wieder jedes Jahr statt, dieses Jahr mit einem Programm von Roger Monnerat bis Black Tiger auf dem Münsterplatz unter den Bäumen, im Sachersaal der Lesegesellschaft, im Turmzimmer und im Kreuzgang des Münsters, auf der Ueli-Fähre und am Abend im alten Wasserfilter der IWB auf dem Bruderholz. ×

Samstag, 27.9., ab 10 Uhr. Programm:
• tagderpoesie.ch

Festival



Culturescapes

Culturescapes legt im Jahr 2014 seinen Fokus auf Tokio. Das Festival wird wie gewohnt das zeitgenössische Kunstschaffen darstellen und einige «Wurzeln» der japanischen Kultur zeigen. Zum Anlass der 150 Jahre langen diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Japan hat die Schweizerisch-Japanische Gesellschaft eine spektakuläre Tournee des Nationalen Bunraku Puppentheaters durch die ganze Schweiz organisiert. Zur Eröffnung von Culturescapes macht sie in Basel halt. ×

Tourstart: Samstag, 27.9., 19 Uhr,
Theater Basel. Weitere Daten unter:
• culturescapes.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es unter:
• tageswoche.ch/kulturflash

Noch einmal 50 Rappen einwerfen und damit die anderen Songs in der Warteschlange überholen. Herrlich fies.

Die Jukebox in der Friends Bar heisst Max Fire und stammt von der österreichischen Firma TAB. Sie wird – wie alle Musikboxen in Bars – von externen Spezialisten betreut. Im Fall der Friends Bar ist das Herr Cengiz, der eine Handvoll Lokale in Basel mit Jukeboxes ausgestattet hat und diese unterhält. «Damit habe ich mir ein Stück weit mein Jus-Studium finanziert», sagt er.

In guten Nächten 50 Franken

Reich wird man allerdings nicht: «In guten Nächten werden knapp 100 Songs gewählt, im Wert von 50 Franken», sagt Mustapha Catar, der mit seinen Brüdern die Kultbar an der Feldbergstrasse führt. Die Hälfte des Betrags kann die Bar behalten, die andere kassiert der Leihgeber Cengiz. Er kümmert sich um den Unterhalt dieses Computers, der mit 2 Terrabyte-Harddisk ausgestattet ist, auf welcher rund 30 000 Titel abgespeichert sind.

Wenn jemand einen Song wünscht, der noch nicht auf die Harddisk runtergeladen wurde, kann er diesen für den Betrag von 1.50 bis 2 Franken aus dem Internet herunterladen. Damit bereichern sich aber nicht

Basel und Region
26. September bis 3. Oktober

ANZEIGEN

NATIONAL THEATRE

LIVE AUS LONDON IM PATHE KÜCHLIN

FRANKENSTEIN Version Cumberbatch as Creature
MITTWOCH, 15. OKTOBER | 20h00 (OV)

SKYLIGHT DONNERSTAG, 23. OKTOBER | 20h00 (OV)

FRANKENSTEIN Version Miller as Creature
MITTWOCH, 12. NOVEMBER | 20h00 (OV)

JOHN DIENSTAG, 9. DEZEMBER | 21h00 (OV)

TREASURE ISLAND DONNERSTAG, 22. JANUAR | 20h00 (OV)

Alle Vorstellungen sind mit englischen Untertiteln

TICKETS
REGULÄRE TICKETS: CHF 30.-*
REDUZIERTE TICKETS: CHF 27.-*
*inkl. ein Glas Champagner oder ein PET Getränk
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich.



DER PUBLIKUMSLIEBLING DER DIESJÄHRIGEN BERLINALE

★★★★★

BRANDAN GLEESON

CALVARY

AM SONNTAG BIST DU TOT

WOM KESSELNER UND AUTOR VON THE GUARD

jetzt im kult.kino ATELIER

BASEL Steinvorstadt 36
CAPITOL kitag.com

- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [4/4 J] 14.00^D
- THE GIVER - HÜTER DER ERINNERUNG** [10/8 J] 14.00/17.00/20.00^{E/d/f}
- SEX TAPE** [14/12 J] 17.00^{E/d}
- LUCY** [16/14 J] 20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- YALOM'S CURE** [8/6 J] FR/SA/MO-MI: 12.15-SO: 11.00^{E/d/f} SO GESPRÄCH MIT DER REGISSEURIN
- LOOK & ROLL** FR/SA: 13.30/16.30/19.30^{Ov}
- HECTOR AND THE SEARCH FOR HAPPINESS** [12/10 J] 18.30-FR/SA: 14.00 SO-MI: 14.15^{E/d/f}
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 14.30/16.30-FR: 21.15 SA-MI: 18.40/20.45^{F/d}
- CALVARY** [16/14 J] FR/SA: 16.15/21.00 SO-MI: 14.30/18.15/20.30^{E/d/f}
- THULETUVALU** FR: 18.30^{Ov/d/f} GESPRÄCH ÜBER DEN KLIMAWANDEL, U.A. MIT BS-REGISSEUR M.S.V. GUNTEN
- OF HORSES AND MEN** [16/14 J] FR/SA: 22.00 SO-MI: 16.45/21.00^{Ov/d/f}
- EVERYDAY REBELLION** [12/10 J] SA/DI/MI: 12.10-SO: 10.30^{Ov/d/f}
- OPERA - DAS RHEINGOLD** SO: 11.00^D
- FINDING VIVIAN MAIER** [16/14 J] SO-MI: 12.30^{E/d/f}
- LA CHAMBRE BLEUE** [16/14 J] SO-MI: 16.45^{F/d}

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- DER KREIS** [14/12 J] 14.15/18.15/20.30^{Dialekt/fo}
- CLASS ENEMY** [10/8 J] 14.30^{Ov/d/f}
- MITTSOMMERNACHTS-TANGO** [10/8 J] 16.30^{Ov/d/fo}
- DIPLOMATIE** [10/8 J] 16.45^{F/d}
- MY NAME IS SALT** [16/14 J] 18.45-SO: 12.15^{Ov/d/f}
- DER KOCH** [12/10 J] 20.45-SO: 12.30^D

KULT.KINO CLUB
Marktplatz 34 kultkino.ch

- WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J] 16.15/20.30^D
- IL CAPITALE UMANO** [16/14 J] 18.15-SA/SO: 14.00^{ld}

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- BARTLEBY** FR: 21.00^{D/E/d}
- MANHATTAN SHORT FILM FESTIVAL** SO: 20.00^{E/fo}

PATHÉ KÜCHLIN
Steinvorstadt 55 pathe.ch

- LUCY** [16/14 J] 12.30/14.30/20.50 FR/MO/DI: 16.30-FR/SA: 22.50 SA/SO: 10.45-SA/MO-MI: 18.45^D
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] FR/SA: 12.30/14.45/17.00/19.10-FR: 20.00 SA: 21.20-SO-MI: 13.30/15.45/18.00/20.10^D 13.00/17.30^{Ov/d}
- SEX TAPE** [14/12 J] 14.40-FR/MO/DI: 12.30/16.45 FR/DI: 18.50-FR: 23.10 SA-MO/MI: 21.00^D FR/DI: 21.00-SA-MO/MI: 18.50 SA: 23.10^{E/d}

- WALKING ON SUNSHINE** [8/6 J] FR/DI: 12.30-FR: 17.00/21.20 SA: 10.20/17.30-SO/MO: 20.00 DI: 17.30^{E/d/f} FR/MO/DI: 14.40-FR: 19.10 SA-MO/MI: 12.30 SA: 17.00/21.20-SO: 10.20 SO/MO/MI: 17.30-DI: 20.00 MI: 20.30^D

- THE GIVER - HÜTER DER ERINNERUNG** [10/8 J] FR: 12.40/17.10/21.30 SA: 15.00/19.20/23.40 SO/MO/MI: 15.30/20.15 DI: 13.15/18.00^D FR: 15.00/19.20/23.40 SA: 12.40/17.10/21.30 SO/MO/MI: 13.15/18.00 DI: 15.30/20.15^{E/d/f}

- THIS IS WHERE I LEAVE YOU** [12/10 J] FR/MO/DI: 13.00-FR/DI: 17.30 SA: 10.30 SA-MO/MI: 15.15/20.00 SA: 22.30^D FR/DI: 15.15-FR: 21.20/22.30 SO: 10.30/19.10 SO/MO/MI: 17.30-DI: 20.00^{E/d/f}

- WENN ICH BLEIBE** [12/10 J] 13.20-FR/SO-MI: 18.10 SA: 15.45^D
- SIN CITY: A DAME TO KILL FOR - 3D** [16/14 J] FR/DI: 15.10-FR: 22.10 SA-MO/MI: 19.45^D FR/DI: 19.45-SA-MO/MI: 15.10 SA: 22.10^{E/d/f}

- 20 REGELN FÜR SYLVIE** [14/12 J] FR/SO-MI: 15.45-FR/SO: 18.45 SA: 18.10^{Ov/d}
- KATAKOMBEN** [16/14 J] FR-DI: 20.30-SA/SO/MI: 16.45^D
- THE EXPENDABLES 3** [14/12 J] FR/SA: 22.45^D

- GUARDIANS OF THE GALAXY - 3D** [12/10 J] FR/SA: 23.30^D
- HERCULES - 3D** [12/10 J] FR/SA: 23.30^D
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J] SA/SO: 10.20^D

- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SA/SO: 10.30-SA/SO/MI: 14.40^D SA/SO/MI: 14.40^D
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [0/0 J] SA/SO: 10.40-SA/SO/MI: 12.30^D

- THE WIND RISES** [8/6 J] SA/SO: 10.30^{Ov/d}
- DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J] SA/SO: 10.45-SA/SO/MI: 13.00^D

- GEMMA BOVERY** [10/8 J] SA/SO/MI: 16.30^{Ov/d}
- GONE GIRL** [16/14 J] MI: 20.30^{E/d/f}

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J] 13.00/15.00/17.00^D
- HERCULES - 3D** [12/10 J] 19.00/21.10^D

REX
Steinvorstadt 29 kitag.com

- GUARDIANS OF THE GALAXY - 3D** [12/10 J] 14.30/20.30^{E/d/f}
- THIS IS WHERE I LEAVE YOU** [12/10 J] 15.00/18.00/21.00^{E/d/f}
- SIN CITY: A DAME TO KILL FOR - 3D** [16/14 J] 17.30^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- THE BIG COUNTRY** [12/10 J] FR: 18.00^{E/sp/d}
- MOEBIUS REDUX: A LIFE IN PICTURES** FR: 21.00^{Ov/fo}
- THE CHILDREN'S HOUR** [12/10 J] SA: 15.15-SO: 20.00^{E/fo}

- HOW TO STEAL A MILLION** 42 [12/10 J] SA: 17.30^{E/d/f}
- WUTHERING HEIGHTS** [12/10 J] SA: 20.00^{E/fo}
- ALIEN** [16/14 J] SA: 22.15^{E/d}

- DAS SUMMEN DER INSEKTEN: BERICHT EINES MUMIE** SO: 13.30^D
- DAS GROSSE MUSEUM** [0/0 J] SO: 15.15-MO: 18.30^{Ov/fo}
- MONTANA SACRA** [18 J] SO: 17.30^{E/d}
- LA DANZA DE LA REALIDAD** [16/14 J] MO: 21.00^{Sp/d}
- FILMABEND IM RAHMEN DER AUSSTELLUNG VON DAVID LAMELAS** DI: 20.00
- THE ICE STORM** [12/10 J] MI: 18.30^{E/d/f}
- LES BONNES FEMMES** [16/14 J] MI: 21.00^{F/d}

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- DER KOCH** [12/10 J] 15.00/20.15^D
- THE HUNDRED-FOOT JOURNEY** [6/4 J] 17.30^{E/d/f}

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] FR: 18.00-MI: 20.15^D SO/MO: 20.15^{F/d}
- SEX TAPE** [14/12 J] FR/SA: 20.15-SO: 18.00^D
- SIN CITY: A DAME TO KILL FOR - 3D** [16/14 J] FR/SA: 22.15^D
- DER KOCH** [12/10 J] SA: 18.00^D

- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SO/MI: 13.30^D
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J] SO/MI: 15.30^D

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 18.00^D
- SEX TAPE** [14/12 J] 20.30^D
- VITUS** SA: 10.30^D

- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SA/SO: 14.00^D
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [0/0 J] MI: 14.00^D
- DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J] SA/SO: 16.00^D
- DER 7BTE ZWERG** [0/0 J] MI: 16.00^D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

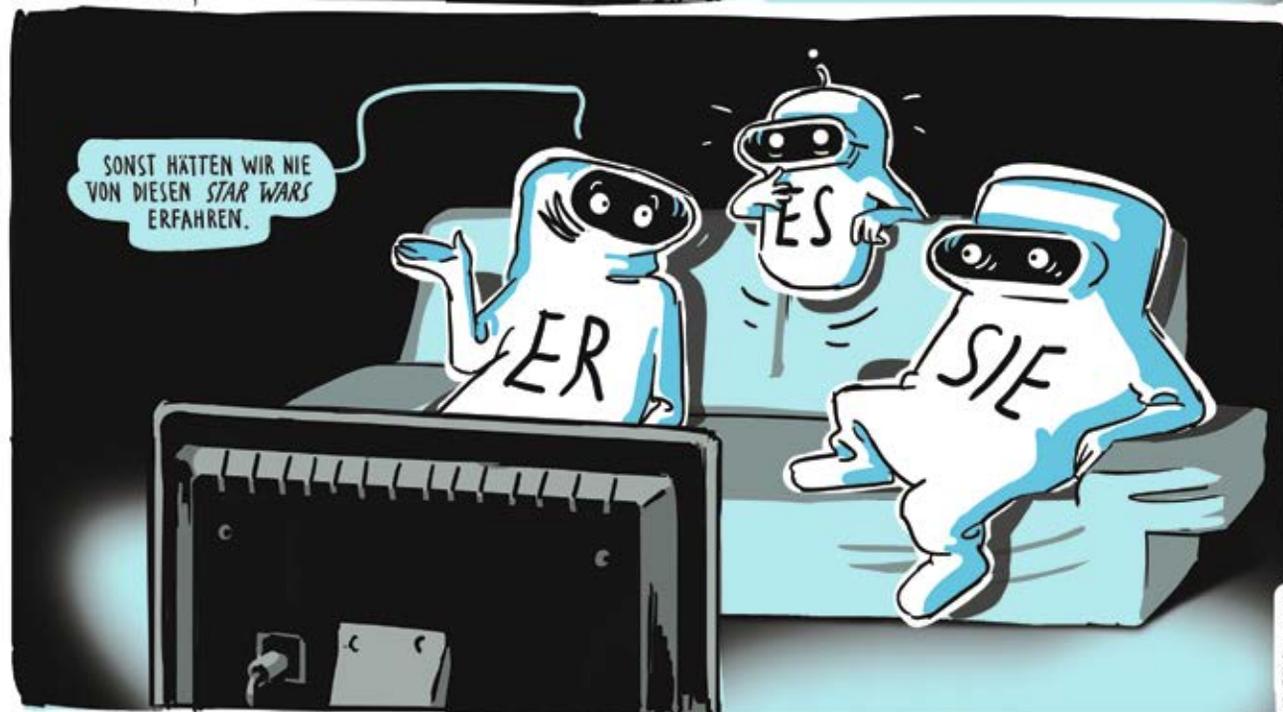
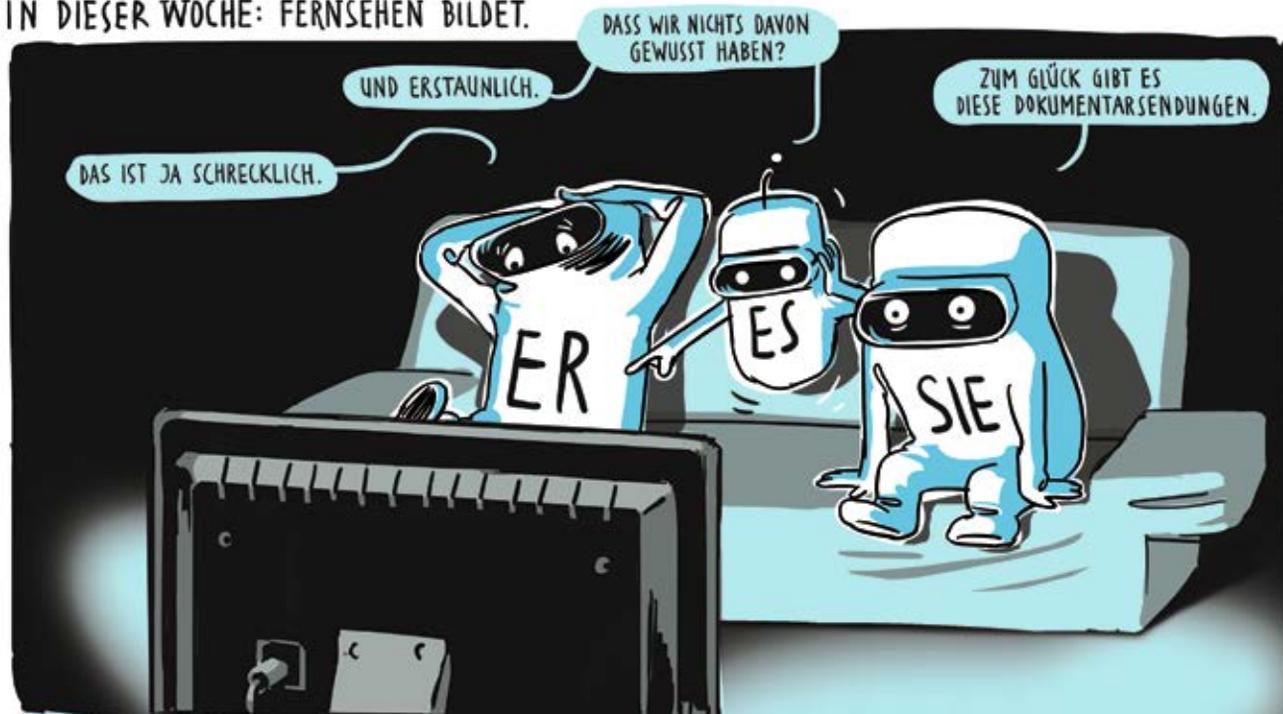
- DER KOCH** [12/10 J] FR-SO: 18.00^D
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 20.15^{F/d}
- WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J] SA: 15.30^D
- HECTOR AND THE SEARCH FOR HAPPINESS** [12/10 J] SO: 15.30^{E/d}
- MITTSOMMERNACHTS-TANGO** [10/8 J] MO-MI: 18.00^{Ov/d}

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J] FR: 18.00-SA/SO/MI: 15.00^D
- WENN ICH BLEIBE** [12/10 J] 20.30^D
- DER KOCH** [12/10 J] SA-MI: 18.00^D



IN DIESER WOCHE: FERNSEHEN BILDET.



Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 39;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Bruni (Produzent),
Brendan Bühler (Praktikant),
Yen Duong, Daniel

Faulhaber (Praktikant),
Karen N. Gerig, Simon Jäggi,
Christoph Kieslich,
Valentin Kimstedt,
Marc Krebs,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Jeremias Schulthess,
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuedienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Brey, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistenz), Tel. 061 561 61 50
Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben), 2 Jahre:
420 Franken (100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

20 Jahre hat die TV-Serie «Friends» nun bereits auf dem Buckel. Und trotzdem noch Fans rund um den Globus.

Happy Birthday, Friends!

von Karen N. Gerig

Es war am 22. September 1994, da trafen sich sechs Freunde auf einem Sofa in einem New Yorker Café namens «Central Perk» zum ersten Mal. Vor dem TV sahen einige zu und lachten. Über die Jahre wuchs das Publikum dieser «Friends» – und wuchs und wuchs, rund um den Globus. Und als zehn Jahre später, im Mai 2004, mit «The Last One» die letzte Folge der Serie über die Bildschirme flimmerte, sahen alleine in den USA rund 53 Millionen Menschen zu.

«Friends» ist bis heute eine der erfolgreichsten TV-Serien überhaupt. Und wahrscheinlich eine der letzten, die vom Publikum komplett am TV verfolgt wurde und nicht im Internet heruntergeladen. Bei der man folglich ausserhalb der USA noch ungeduldig darauf warten musste, bis eine der im eigenen Land angesiedelten TV-Stationen sie ins Programm aufnahm. Dass man dann den Plot bereits kannte, spielte keine Rolle. «Friends» gucken, das war Kult.

Bald konnte jeder den Intro-Song, auch wenn niemand «The Rembrandts» kannte. Bald wollte jede Frau den Haarschnitt von Rachel alias Jennifer Aniston, jene Frisur, die noch heute unter dem Namen «The Ra-

chel» bekannt ist. Die «Friends» setzten Standards, an denen sich andere Serien gerne orientierten. So hat etwa «How I Met Your Mother» nicht nur das allgemeine Konzept übernommen (statt im Café treffen sich da die Freunde allabendlich an ihrem Stammtisch in der Bar), sondern auch ganze Plot-Teile bei den «Friends» abgekupfert.

Reich an Freunden

Doch was machte den Erfolg der Serie aus? Vielleicht waren es die sechs ganz unterschiedlichen Typen, die darin dargestellt wurden: der neurotische Putzteufel Monica, ihr nicht viel weniger neurotischer Bruder Ross, die verwöhnte Rachel, die chaotische Sängerin Phoebe, der erfolglose Schauspieler und Frauenheld Joey, und dann noch Chandler, von dem niemand so richtig weiss, was er eigentlich macht. Jede Menge Identifikationspotenzial für all die Fans da draussen. Und viel Grund für Gelächter, wenn man dem Sextett bei den Irrungen und Wirrungen im Alltag, im Job und in der Liebe zusehen durfte.

«Friends» vereinte Sitcom mit Soap, wobei mit den Jahren und Staffeln der Seifenanteil stieg. Doch wer bis dahin mitgefie-

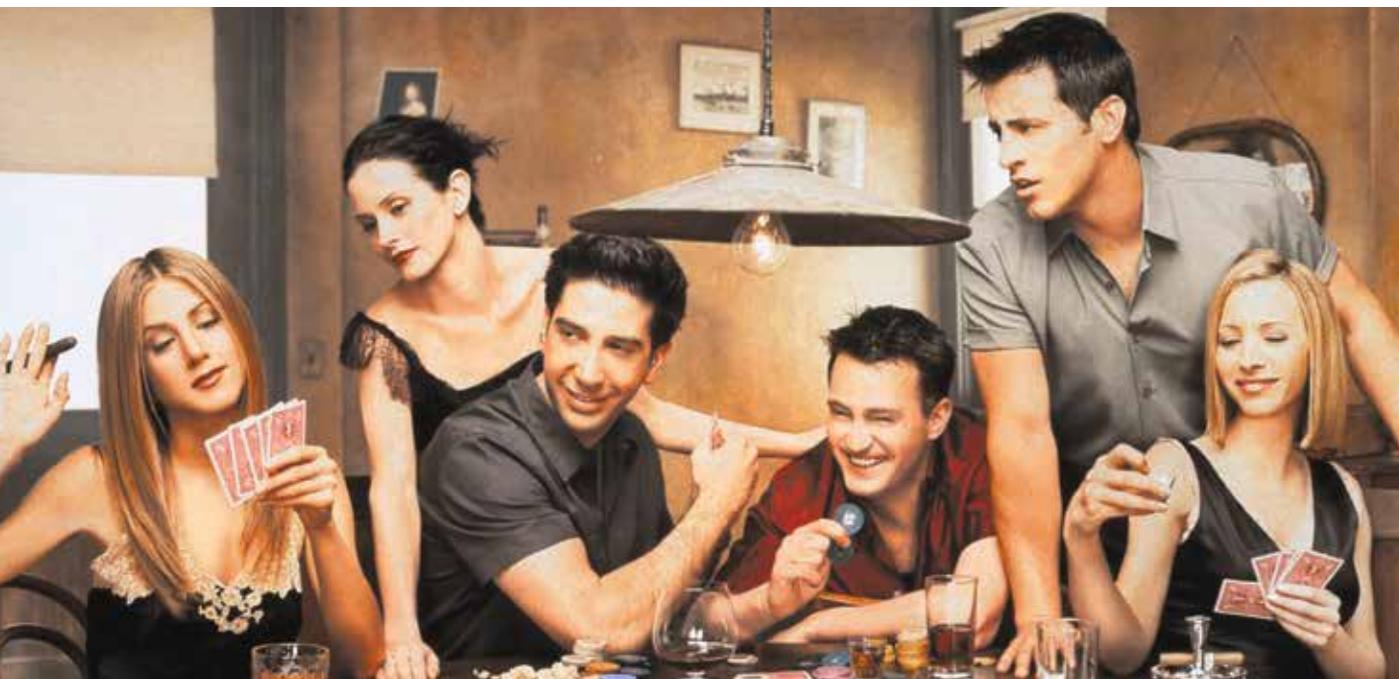
bert hatte, dem war das egal. Noch heute haben die Freunde ihre Fans – kürzlich stürmten sie das vom Serienproduzenten Warner Bros. zum Jubiläum nachgebaute «Central Perk», nur um einmal auf dem berühmten Sofa sitzen zu können. Ein gelungener PR-Gag. Den die Freunde vielleicht gar nötig hatten: 80 Millionen Dollar sollen die Schauspieler am Ende verdient haben. In Hollywood hat es ausser Jennifer Aniston aber keiner wirklich weit gebracht.

tageswoche.ch/+pimb6 ×

Die Basler «Friends»

An der Feldbergstrasse gibt es eine Bar, die jeder Basler Nachtschwärmer kennt. «Friends Bar» heisst sie, und der Name ist kein Zufall. Zwar finden sich darin weder Sofa noch ein blondierter Barman namens Gunther, doch die Gesichter der TV-Stars zieren die Fensterscheiben. Die Bar wiederum inspirierte die Basler Band «The bianca Story» zu einem Song, der da heisst – Überraschung! – «Friends Bar».

Die Kult-Fernsehserie «Friends» startete im September 1994 in Amerika und setzt seither Standards.



Wochenendlich in Dubrovnik

Kroatiens südlichste Küstenstadt ist ein heisser Ausflugsort. Wer den Touristen ausweichen will, reist im Winter.

Notfalls in die Rakijabar

von Karen N. Gerig

Eines vorweg: Dubrovnik sollte man nicht im Hochsommer besuchen. Nicht, weil es dann nicht schön und sommerlich warm ist, sondern weil dann die Touristen wahrlich in Horden einfallen.

Die südlichste der kroatischen Küstenstädte verfügt über einen eigenen Flughafen, was vor allem Amerikanern, Japanern und allen Wochenendausflüglern zugute kommt. Und Dubrovnik verfügt über einen Hafen, den fast jedes Kreuzfahrtschiff anläuft, das durchs Mittelmeer tour.

Als wir da sind (dummerweise eben im Hochsommer), ist es die MSC Preziosa, die den Hafen fast verstopft – ein geschätzt zehnstöckiges Schiffsungetüm, das 3500 Passagiere fasst. Und diese in die Stadt entlässt, sobald der Anker gesetzt ist.

Die Altstadt von Dubrovnik ist wunderschön. Vollständig restauriert nach der Bombardierung im Kroatienkrieg im Jahr 1991, geschützt durch eine rundherum intakte Stadtmauer mit gerade mal drei Eingängen.

Dass man an diesen Engpässen auf Stau trifft, ist gut möglich. Oder dass die Stadtverantwortlichen beschliessen, an einem Samstagabend mittels Absperrgittern einen geregelten Fussgängerverkehr zum

Ein- und Austritt hinzubekommen. Ist man einmal drin, so sollte man sich unbedingt in den engen Gässlein etwas verlaufen.

Passieren kann dabei nix, denn irgendwann trifft man unweigerlich wieder auf den Stradun, die Hauptgasse der Altstadt, welche das östliche Stadttor mit dem westlichen verbindet. Der Stradun ist dank seiner beträchtlichen Breite so ziemlich die einzige Gasse, in der auch tatsächlich die Sonnenstrahlen den Boden erreichen.

Flucht auf die Festung

Wenns heiss ist, flüchtet man hingegen lieber in die schmalen Seitengassen. Hier findet man unzählige Restaurants oder auch Bars. Wir suchen uns aufs Geratewohl eines in einer Sackgasse, wo uns der Touristenstrom nicht mitreisst, und haben Glück: Das «Soul Caffè» ist eigentlich eine Rakijabar, die Karte voller regionaler Schnäpse, aber nicht nur deshalb urgemütlich. Draussen ein paar Tische und Stühle, drinnen fast gar kein Platz, wie bei so vielen Lokalen, die eindeutig auf warme Sommerabende ausgerichtet sind.

Fast unerträglich ist es oben auf der Stadtmauer, direkt der Sonne ausgesetzt. Man kann darauf die ganze Stadt umrunden – allerdings nur, solange es hell ist. Was sich

erklärt, sobald man oben ist: Der Stein ist derart abgelaufen, dass an manchen Stellen erhöhte Rutschgefahr herrscht. Am besten klettert man beim Hafen wieder runter und geniesst dort die Meeresbrise und schaut den Schiffchen zu.

Retour geht es am besten durchs Städtchen, raus durchs östliche Stadttor und rauf zur Festung Lovrijenac: Von hier hat man den schönsten Blick auf die Altstadt. Und aufs Meer hinaus, auf die vorgelagerte Insel Lopud. Und komischerweise kommt hier nur ein kleiner Teil der Touristen an – man kann sogar im Hochsommer ganz für sich sein.

Fans der Serie «Game of Thrones» können dabei nicht nur die Ruhe geniessen, sondern gleichzeitig einen der zentralen Drehorte der Fantasyserie bewundern. ×

Mehr Impressionen aus Dubrovnik und alle Links zu den Vorschlägen unter: [tageswoche.ch/+e032i](https://www.tageswoche.ch/+e032i)

Anstossen

Soul Caffè, Uska Ulica 5. Versteckt in einer Seitengasse, zum Fliehen vor dem Touristenstrom.

Anbeissen

Pizzeria Tabasco, ausserhalb der Stadtmauern, Cavtatska Ulica 11. Sehr schöner Garten und leckere Pizza. Leider lieben auch die Mücken diesen Ort – weshalb die Beiz gar einen Moskitospray bereitstellt.

Ausschlafen

Hotel Adria, ausserhalb, aber deshalb friedlich. Sehr modern mit Pool. Bietet Shuttlebus zur Altstadt an.
• [hotel-adria-dubrovnik.com](https://www.hotel-adria-dubrovnik.com)

Auslaufen

Mit einem kleinen Boot in Richtung Insel Lopud. Alleine ist man dabei allerdings nicht.

Andocken

Bei einer Stadttour zu den Drehorten der TV-Serie «Game of Thrones», für Fans ein Erlebnis.

Dubrovnik im Hochsommer: Eine Touristenpause und gute Aussicht geniesst man auf der Festung Lovrijenac.

FOTO: KAREN N. GERIG



Zeitmaschine

Im Dezember 1969 scheiterte die Wiedervereinigung der beiden Basel am «Halbkantönligeist».

Das Baselbieter Nein von 1969

von Martin Stohler

Am Wochenende des 6./7. Dezember 1969 war es so weit. Während neun Jahren hatte der gemeinsame Verfassungsrat beider Basel getagt und gearbeitet. Jeweils 75 Verfassungsräte aus den beiden Halbkantonen hatten engagiert mit komplexen Fragen gerungen, um dem gemeinsamen Haus ein möglichst solides Fundament zu geben. Nun lag der Ball bei den Stimmbürgern – und da Basel am 26. Juni 1966 und Baselland am 23. Juni 1968 das kantonale Frauenstimmrecht eingeführt hatte – auch bei den Stimmbürgerinnen.

Bis dahin hatten Abstimmungen zur Wiedervereinigung nicht nur in Basel, son-

dern auch in Baselland jeweils befürwortende Mehrheiten gefunden. Dass dies erneut der Fall sein würde, war im Dezember 1969 alles andere als gewiss.

«Zeugt so etwas von Weitblick?»

Die Befürworter appellierten an den Verstand des Souveräns. Für sie war die Wiedervereinigung ein «Rezept für kluge Köpfe». Man solle «an die Zukunft denken», riet das Überparteiliche Komitee für die Wiedervereinigung und betonte: «Die Wiedervereinigung löst Probleme auf lange Sicht (Schulproblem! Spitalproblem! Gemeinsame Infrastruktur-Aufgaben!). Denken Sie nicht nur an sich selbst, sondern

auch an Ihre Kinder, die im gemeinsamen Kanton weit bessere Entwicklungsmöglichkeiten haben werden und Ihnen schon in wenigen Jahren den durch Ihr Nein zum Ausdruck gebrachten, überholten Halbkantönligeist nicht verzeihen würden.»

Ganz anders sahen das die Gegner. So hiess es vonseiten der Volksbewegung Selbständiges Baselbiet: «Wir stimmen Nein, denn die Wiedervereinigung ist überholt. Sie löst kein einziges Sachproblem, sie ist ein Abenteuer ohne Ende, sie schafft ein belastendes Minderheiten-Problem.»

Und das «Junge Baselbiet» liess verlauten: «Die junge Generation ist empört, dass man ihr den alten Ladenhüter aus den dreissiger Jahren für alle Zukunft aufzwingen will. Reue und Erbitterung können noch so gross werden, rückgängig machen dürfte man den Handel nie mehr! – Zeugt so etwas von Weitblick?»

Kurz vor der Abstimmung fehlte es auch nicht an Polemik. So liest man in einem Inserat «eines denkenden Schweizers»: «5 Tage vor einem wichtigen Abstimmungsentscheid muss man Sachen erleben, die man doch noch mehr als nur Abstimmungskampf nennen darf. Sprach doch einer aus: Man solle von Liestal an aufwärts soviele Baslerstäbe ausschütten, dass alle «verrecken» darin.» Zum Miteinander mit solchen Leuten gabs vom «denkenden Schweizer» ein konsequentes «Nein danke».

An der Urne siegte schliesslich der «Halbkantönligeist» beziehungsweise der Wille, am «bewährten und guten selbständigen Kanton Baselland» festzuhalten. Während Basel am 6./7. Dezember 1969 neben der gemeinsamen Verfassung auch den drei weiteren Wiedervereinigungsvorlagen (Grundzüge der Gesetzgebung, Wahlgesetz, Gesetz über die Geschäftsordnung des Kantonsrates) zustimmte, wurden sie in Baselland alle verworfen. 62 der damals 74 Baselbieter Gemeinden sagten deutlich Nein, wobei die Stimmbeteiligung zwischen 62 und 100 Prozent betrug. Im Kanton Basel-Stadt lag diese mit 43,8 Prozent um einiges tiefer. Abgesehen von Bettingen, das die Vorlagen verwarf, stimmte der Stadtkanton der Wiedervereinigung zu.

Bekennnis zur Partnerschaft

In einer Erklärung hielt die Volksbewegung Selbständiges Baselbiet nach gewonnener Schlacht fest: «Das Nein vom 7. Dezember 1969 bedeutet für uns in doppelter Hinsicht auch ein Ja und eine Verpflichtung. Das Ja zu unserer Selbständigkeit schliesst die Verpflichtung zum weiteren Ausbau unseres Kantons mitein. (...) Das Ja zu unserer Selbständigkeit beinhaltet aber auch die Verpflichtung zum weiteren Ausbau der regionalen Zusammenarbeit, insbesondere mit dem Kanton Baselstadt. Bei all unserer Liebe zu unserem eigenen Kanton versichern wir unseren Mitgedenossen im Kanton Baselstadt unsere Freundschaft und anerkennen die grosse wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der Stadt Basel für unsere Region.»

tageswoche.ch/+ai4um

×

Gerüst für eine weitherum sichtbare Baselbieterfahne.

FOTO: SAMMLUNG AGNH SISSACH



My name is Bon.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbond zum Erleben.

proinnerstadt.ch



AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE

salmenpark
wohnen · begegnen · geniessen

Wohnen & Arbeiten direkt am Rhein

Bezugsbereit
ab Ende 2015

Lofts
Eigentums-/
Mietwohnungen
Büros
Läden



www.salmenpark.ch

historisch verankert – modernste Architektur in Rheinfeldern

GRIBI VERMARKTUNG AG | VERKAUF UND VERMIETUNG
061 690 40 48 | salmenpark@gribi.com

GRIBI
CHANGING REAL ESTATE